

# DISKUS

## FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER  
VEREINIGUNG VON  
FREUNDEN U. FÖRDERERN  
DER JOHANN WOLFGANG  
GOETHE-UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN E. V.

7. Jahrgang — Heft 1 Preis 10 Pfg. Januar 1957 Verlagsort Frankfurt a. M.

### Wehrdienst und Grundrecht

In diesem Jahr werden vermutlich die ersten Wehrpflichtigen eingezogen. Bei der Diskussion um die Bundeswehr haben — deutscher Mentalität folgend — außenpolitische Ansichten im Volk und bei seinen gewählten Vertretern (Adenauer, Dehler und Ollenhauer) den Ausschlag gegeben.

Während außenpolitisch die Aufstellung der Bundeswehr keine großen Folgen gezeitigt hat — weder ist es unseren westlichen Verbündeten damit so wichtig, wie es der Bundeskanzler vortrug, noch beunruhigt es ernsthaft die Sowjets, was die parlamentarische Opposition zu befürchten vorgab — bewegt die innenpolitische Auseinandersetzung um Bundeswehr und Wehrpflicht jedoch die Bevölkerung. Auf der einen Seite machen sich alte und neue Militärs durch törichte politische Reden unbeliebt, auf der anderen Seite werden Soldaten von feigen und nichtsnutzigen Schlägern beschimpft und verprügelt.

Im Meinungsstreit spielen die Kriegsdienstverweigerer eine besondere Rolle. Dabei braucht man sich über sie nicht zu ereifern. Im Grundgesetz steht, daß niemand gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden darf. Das ist ein Grundrecht. Grundrechte sind in ihrem Wesen unantastbar. Daraus folgt, daß die Kriegsdienstverweigerer Anspruch auf Anerkennung haben und nicht schlechter behandelt werden dürfen als die anderen Menschen. Gleichwohl hat der Herr General Herrmann, zu dessen Befehlsbereich auch Frankfurt gehört, öffentlich erklärt, er habe als alter Soldat kein Verständnis für Kriegsdienstverweigerer. Sie seien nach der Meinung hochgestellter Persönlichkeiten — deren Namen der General nicht angibt — Feiglinge. Nun, wenn sie Feiglinge wären, würde das Grundgesetz ihr Recht auf Kriegsdienstverweigerung nicht als Grundrecht anerkennen. Aber soweit denkt der Herr General Herrmann, der auf das Grundgesetz, auch auf das Grundgesetz, einen Eid geleistet hat, als „alter Soldat“ nicht. Leider! Trotz Grundgesetz werden durch solches unüberlegte Geschwätz die Kriegsdienstverweigerer diffamiert, Menschen, die ebensoviel Achtung verdienen, wie die Soldaten. Auch die Soldaten dürfen nicht beschimpft werden; wer sie kränkt, ist zu bestrafen. Der Soldatenstand wird aber selten beschimpft. Selbst nach 1945 sind die deutschen Soldaten nicht in Bausch und Bogen verurteilt und beschimpft worden. Die Ehemaligen-Presse behauptet zwar das Gegenteil, das liegt aber daran, daß sie die Verurteilung und Beschimpfung einiger Verbrecher in Uniform mit der Verurteilung des Soldatenstandes gleichsetzt. Ich habe nur einmal die Ansicht gehört, daß die Soldaten der deutschen Wehrmacht

Feiglinge seien. Das war im Jahre 1944, als meine Klassenkameraden und ich uns freiwillig zur Wehrmacht meldeten und zugleich in Gegenwart eines Offiziers der Waffen-SS bemerkten, daß wir nicht zur Waffen-SS zu kommen wünschten. Seither sind die Soldaten nicht mehr beschimpft worden und die Gefahr, daß sie verächtlich gemacht werden, wird von Jahr zu Jahr geringer. Nun sollte der Beschimpfung der Kriegsdienstverweigerer rechtzeitig und energisch entgegengetreten werden — auch und gerade durch die alten Soldaten.

Wer den Kriegsdienst verweigert, muß entweder waffenlosen Dienst in der Bundeswehr oder den sogenannten Ersatzdienst leisten. Dem Grundgesetz wäre Genüge getan, wenn man nur den waffenlosen Dienst in der Bundeswehr vorgesehen hätte. Das wäre auch besser gewesen, besonders im Hinblick auf das innenpolitische „Betriebsklima“; Waffenträger und Kriegsdienstverweigerer hätten die gleiche Uniform getragen. Mehr Kriegsdienstverweigerer, als man Personen für den waffenlosen Dienst in der Bundeswehr braucht, dürften sich sowieso nicht melden. Was nun den „Ersatzdienst“ angeht, so meint das Bundesverteidigungsministerium, daß er in einem Stück abgedient werden soll. Die 21 Monate Wehrdienst verteilen sich demgegenüber auf 12 Monate Grundausbildung und 9 Monate Wehrübungen. Hier findet man eine Scheinleistung der Kriegsdienstverweigerer. Für den Studenten bedeutet der Dienst in der Bundeswehr den Ausfall zweier Studiensemester. Die Wehrübungen wird der Student so legen können, daß sie überwiegend in die Semesterferien fallen und ihm kein weiteres Semester zerstören. Der Kriegsdienstverweigerer verliert demgegenüber nach der jetzigen Ersatzdienstregelung vier, mindestens aber drei Semester.

Ein weiteres Trauerspiel steht uns vermutlich bevor, wenn erst die Ausschüsse tagen, die darüber zu befinden haben, ob der junge Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen die Waffe nicht in die Hand nehmen will oder ob ihn andere Gründe zu seiner Haltung bestimmen.

Daß die Vorschrift des Grundgesetzes über die Kriegsdienstverweigerer in Wortlaut und Geist richtig angewendet wird, muß auch gerade von den Bürgern überwacht werden, die, wie der Schreiber dieser Zeilen, den Dienst mit der Waffe nicht verweigern. Was heute und morgen den Kriegsdienstverweigerern geschieht, kann übermorgen jedem von uns geschehen, der, zu einer Minderheit gehörend, die Stirn hat, ein Grundrecht für sich in Anspruch zu nehmen.

Alexander Böhm



### Geborgenheit 1957

Eine große westdeutsche Tageszeitung ließ sich zum Jahresende die Frage einfallen: Kann der Mensch noch auf Geborgenheit hoffen? Also: dürfen wir auch mit der Erfüllung offenbar nicht durch Kaufkraft zu befriedigender Wünsche rechnen? Denn mit Geborgenheit mußte etwas gemeint sein, das, wenngleich es mit Geld und dessen Wert zusammenhängen kann, doch nicht dafür zu haben ist. Wie die Antworten der gefragten neun Prominenten ergaben, läßt sich unter Geborgenheit recht viel verstehen, und die Hoffnungen, sie bald oder überhaupt wiederzuerhalten, waren ebenso verschieden. Der Politiker wünschte sie im Sinne der verlorengegangenen Bindung zu Gott. Der Soziologe suchte sie in der Freiheit der Person und des Geistes, der Fabrikant in der Stabilität des Geldes. Der Schriftsteller und ein anderer verneinten sie ganz und wiesen auf die Massenmorde und den „Großen Brehm“ hin.

Was würden wir antworten? Fragen wir nicht danach, ob wir Geborgenheit, in welcher Form auch immer, für andere wünschen, für die Völker, den Staat etwa, für einzelne Gruppen, die Rentner, für die Familien, die Halbstarke und irgendwen. Fragen wir nur danach: kann der einzelne auf Geborgenheit hoffen?

Die Geborgenheit, die heute offenbar nur noch eine partielle sein kann, muß verdächtig erscheinen. Was ist das, die Geborgenheit der Kirche, des Reiches, des häuslichen Herdes, die Geborgenheit, die teilweise die Kunst vorgab zu zeigen — bis zum „Verlust der Mitte“? Das geht so fort: Geborgenheit im Bürgertum, im Verein, in der Kneipe, im stumpfsinnigen Berufstrott und im eigenen — Denken. Und bietet die Masse keine Geborgenheit? Und die Verbände, die Gewerkschaften — nach Geborgenheit strebt ein jeglicher. Unsere einfallslose Filmproduktion mit ihrer „Herdengesinnung in der Themenwahl“ (Fr. Luft) trägt munter zur Geborgenheit bei. Monatlich bringt die Post irgendeinen Halblederband der Buchgemeinschaft, der, auch ungelesen, Geborgenheit vermittelt — dann sogar um so mehr; denn zuweilen werden selbst dort Bücher gedruckt, die dem Leser Probleme aufdrängen, die in Geborgenheit nicht zu lösen sind — kommt aber selten vor. In unserem Kulturbetrieb kann sich schon ein jeglicher geborgen fühlen! Und im Politischen nicht minder. Und wenn wir erst eine große Koalition haben! Es gibt keine Opposition mehr, Regierende und Regierte sind in Geborgenheit. Im übrigen wachen unsere Verfassungsschutzämter — zumindest außerhalb ihres Hauses — darüber, daß die bundesrepublikanische Geborgenheit nicht durch unkontrollierte geistige und andere Kontakte mit den Deutschen hinter dem Eisernen Vorhang berührt wird.

Geborgenheiten werden in mancher Weise angeboten und konsumiert. Unsere Furcht ist, daß 1957 noch mehr davon produziert wird.

Der einzelne wird weiter auf Geborgenheit hoffen, solange er in Teilbereichen seines Lebens sie im Besitz zu haben meint. Zur Geborgenheit kommt man aber, indem man sie aufgibt. Doch das vermag man in den Geborgenheiten kaum mehr einzusehen.

Dieter Worwode

### Gewissen auch vor der Geschichte

Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, dann wären wir ein stolzer Staat. Wir haben den Krieg verloren und haben daher zwei — schon wieder recht stolze — Staaten.

Allein, nicht in der unfreiwilligen Zellteilung des Deutschen Reiches ist das wichtigste Ereignis der neueren Geschichte für den jungen Deutschen unserer Tage zu erblicken. Er hatte vielmehr die unwahrscheinliche Chance, etwa fünf Jahre in einer Art historischem Vakuum zu leben, das — durch fremde Mächte — von den Kräften des gewerbsmäßigen Kriegsgeschäfts, des nationalen und biologischen Geschichtsmythos und des Konservatismus-um-jeden-Preis künstlich gereinigt war.

Diese Zeit gab dem jungen Mann Gelegenheit, die Elle des Zweifels allen jenen Werten anzulegen, fama est, zu sterben sich lohnt, süß und ruhmvoll ist, zu töten aber Gebot. Wer in unserer Generation wird sich nicht mit stiller Wehmut jener Zeit entsinnen, da kaum ein Geschichtslehrer, Politiker oder Geistlicher wagte, diesem Zweifel ernsthaft zu widersprechen.

Diese Generation sah noch mehr. Sie sah die tastenden und fehlbaren ersten Schritte einer internationalen Gerichtsbarkeit, einer Militärgerichtsbarkeit, aber doch einer Ge-

richtsbarkeit. Nach langen skrupelhaften Verfahren ließ sie mehr Schuldige laufen als eine Selbstreinigung unserer Nation hätte laufen lassen dürfen. Diese Jugend sah die ersten teils gelungenen Versuche, ein weltweites System kollektiver Sicherheit durch die Vereinten Nationen in Funktion zu setzen. Sie sah auch eine Entwicklung der Waffentechnik, die das Wort vom „gerechten Krieg“ zum Hohn werden läßt und jedem Kriege, würde er mit diesen Waffen geführt, den letzten, dürftigen Sinn nimmt, wenn man diesen darin erblicken will, unter Erhaltung der eigenen Existenz, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen.

Letztlich wurde diese Generation Zeuge einer „Entwicklung“ der Nachrichtentechnik und Propaganda, die die zweifelsfreie Erkennung des Tatbestandes der „Aggression“ für den einzelnen im entscheidenden Moment ausschließt. Wie erinnerlich war der Anlaß zum zweiten Weltkrieg der Angriff polnischer Waffen-SS auf den Sender Gleiwitz. Über Korea und die neueste bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Israel und Ägypten wird vielleicht die Geschichtsschreibung einmal Klarheit schaffen. Soweit die Erfahrungswelt der Jünglinge von 1945.

(Fortsetzung auf Seite 11)

39 1804

# Man sagt in Bonn...

Wir sind gewohnt, die Weisheit zu achten, wir sind sogar versucht, Weisheit allen jenen zu unterstellen, die sich von uns durch Alter, durch hohe Stellung und einfache Formulierung unterscheiden.

Der Jahreswechsel in der Bundeshauptstadt stand ganz im Zeichen verhaltenen Optimismus' und weiser Prognosen über die wahrscheinliche Entwicklung der politischen Verhältnisse in Europa und in der Welt im Jahre 1957. Der Bundeskanzler (Alter, Weisheit und Erfahrung schlagen hier um in Höhere Weisheit) erklärte in seiner Ansprache vor Presse und Rundfunk, daß die Entwicklung der internationalen Politik und im besonderen die Entwicklung im Osten die Hoffnung zulasse, daß das neue Jahr uns der Wiedervereinigung, der Entspannung, der Sicherheit und dem Frieden ein großes Stück näherbringen werde, vielleicht sogar so nahe, daß man vom Beginn des staatlichen Zusammenschlusses Deutschlands konkret und realpolitisch reden könne. Der Außenminister (erfahren und weise, aber sonst dem Bundeskanzler nachgeordnet) präziserte die Prognose des Regierungschefs mit den prophetischen Worten: Nicht nur innerhalb des Satellitengefüges, sondern sogar innerhalb der kommunistischen Partei der Sowjetunion machen sich Strömungen bemerkbar, die zum Vorteil des Westens sein werden.

Die Öffentlichkeit kennt weder den objektiven Wahrheitswert noch die Quellen der Nachrichten, auf die der Bundeskanzler und sein Außenminister ihre Meinung stützen. Aber schließlich müssen wir den Verantwortlichen unserer Außenpolitik zubilligen und sogar von ihnen erwarten, daß sie besser informiert sind als wir. Und wir können, wenn wir wollen ihre Äußerungen glauben, weil sie von Männern

## Es wird ernst

Obwohl, angesichts der in diesem Jahr fälligen Bundestagswahlen, man erwarten darf, daß das Verteidigungsministerium sich Zeit für die Einberufung der ersten Wehrdienstpflichtigen lassen wird, ist für die nächsten Wochen mit der Fertigstellung der Verordnungen zu rechnen, die das Musterungswesen regeln. Es ist bereits sicher, daß der nun registrierte Teil des Jahrgangs 1937 anfangs nächsten Monat die Vorladung zur Musterung erhalten wird. Dann werden auch die ersten Studenten vor den Kommissionen erscheinen müssen. Und viele von ihnen werden das Studium im Wintersemester 57/58 zwangsläufig nicht mehr beginnen.

Gibt es für den k. v. geschriebenen Studenten überhaupt eine Hoffnung, sich für eine gewisse Zeit vom Wehrdienst suspendieren zu lassen? Bis heute sind die Aussichten dafür gering. Wohl bestimmt das Wehrpflichtgesetz (§ 12, Abs. 4), daß Wehrpflichtige zurückzustellen sind, wenn die Einberufung einen bereits weitgehend geförderten Ausbildungsabschnitt unterbrechen würde. Bundesverteidigungsminister Strauß interpretierte in einem Interview mit der Deutschen Studentenzeitung diesen Paragraphen — wie er selbst feststellte — recht großzügig. Er teilte mit, daß ein Ausbildungsgang bereits dann als weitgehend gefördert zu betrachten sei, wenn der Wehrpflichtige die Hälfte der normalen Ausbildungszeit hinter sich gebracht habe. Das heißt also für die Studenten konkret: Jeder Student des Jahrgangs 1937 kann auf Zurückstellung hoffen, wenn er bereits die Hälfte der Semester absolviert hat, die für sein Studium normalerweise gefordert werden.

Ein 1957 zwanzigjähriger Student muß also, studiert er Geisteswissenschaften, Jurisprudenz oder Volkswirtschaft, mindestens vier Semester hinter sich gebracht haben. Das mag in seltenen Fällen sogar möglich, die Regel wird es jedoch nicht sein. Der junge Mann aber, der Medizin oder Naturwissenschaften studiert, müßte bei der längeren Dauer dieses Studiums schon sechs Semester lang die Universität besucht haben. Hier sind also die Chancen einer Zurückstellung, betrachtet man die Feststellungen des Verteidigungsministers als endgültig, gleich null!

Also werden die Studenten des Jahrgangs 1937, soweit tauglich, in ihrer großen Mehrzahl noch 1957 Soldat werden! Man kann nicht glauben, daß der Minister diesen Sachverhalt gekannt hat, als er von der Großzügigkeit der geplanten Regelungen sprach.

In Anbetracht all dessen müssen wir das Verteidigungsministerium und den Vorstand des Verbandes Deutscher Studentenschaften fragen, ob es nicht überhaupt besser wäre, Zurückstellungen nur nach individuellen Gesichtspunkten vorzunehmen.

Es wäre auf alle Fälle wider das verfassungsmäßig garantierte Gleichheitsprinzip, wenn durch die jetzt bekannt gewordene automatische Regelung, Studenten einiger Disziplinen größere Aussichten auf berechnete Wünsche haben könnten, als andere, die ein längeres Studium gewählt haben.

Das notwendige individuelle Verfahren bedeutet ein Mehr an Verwaltungsarbeit. Es ist in Kauf zu nehmen. Von den Musterungskommissionen wird man außerdem ein erhöhtes Maß von sachlicher und menschlicher Entscheidungsweise verlangen müssen. Darum wäre es durchaus folgerichtig, wenn das Ministerium in seinen Verordnungen klarstellen würde, daß Stellungnahmen besonderer Hochschulausschüsse zur Beurteilung der Studenten als verbindlich und bei den Entscheidungen der Kommissionen als stichhaltig zu betrachten sind.

Eine Regelung in diesem Sinne muß die Minimalforderung des Verbandes Deutscher Studentenschaften bei seinen Verhandlungen mit dem Verteidigungsministerium sein. Besser und gerechter wäre es jedoch, wenn außerdem in komplizierten Fällen je ein Vertreter der Hochschule und der Studentenschaft in der Musterungskommission vertreten sein würden.

Oscar Strobel

getan wurden, die Autorität haben und von denen wir Verantwortungsgefühl und Ehrlichkeit gegenüber der Öffentlichkeit erwarten.

Unsere Skepsis meldet sich aber wieder zu Wort, gerade weil wir wissen, daß optimistische Prognosen genau dem Wunschdenken der meisten Deutschen entsprechen. Dem Wunsch, daß Vernunft, Mäßigung und Einsicht es irgendwann, aber unter allen Umständen zuwege bringen, die deutsche Frage friedlich und zufriedenstellend zu lösen. Vielleicht war es der indische Ministerpräsident Nehru, der den Bundeskanzler über uns unbekannt Vorgänge in der Führungsschicht der Sowjetunion unterrichtete, vielleicht waren es auch Informationen der deutschen Botschaft in Moskau, vielleicht sogar waren es Andeutungen des sowjetischen Botschafters in Bonn, Smirnow, der ja vom Bundeskanzler kurz vor Weihnachten zu einer Aussprache empfangen wurde. Der Botschafter ist noch nicht wieder nach Bonn zurückgekehrt. Seine Ankunft, die unmittelbar bevorsteht, wird entweder dazu beitragen den Optimismus zu fördern oder ohne wesentliche politische Bedeutung sein.

Die politische Aktivität der sowjetischen Zentrale „zwischen den Jahren“ und in den ersten Januarwochen bot allerdings alles andere als positive Anhaltspunkte für eine Änderung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion. Die Konferenz Chruschtschews mit Kadar in Budapest, die Verhandlungen der DDR-Regierung mit den Sowjets in Moskau, der Besuch des chinesischen Ministerpräsidenten Tschu en Lai in Moskau, Warschau und Budapest sind lediglich beredter Ausdruck für den nachdrücklichen Versuch Moskaus, das aufgeschuete sozialistische Lager wieder zu beruhigen, zu festigen und neu zu stärken. Daß Tschu hier dem Kreml Schützenhilfe leisten muß, liegt klar auf der Hand, denn sowohl in Warschau wie in Budapest ist der Russe, selbst wenn er mit vollen Händen Wirtschaftshilfe anbietet, suspekt.

Für den westlichen Betrachter, für die Bonner Diplomatie ist bei der Beurteilung dieser Vorgänge zunächst allenfalls der Schluß gestattet, daß der Ostblock bis auf weiteres voll damit beschäftigt ist, sich erneut zu konsolidieren und die wirtschaftlichen Schäden zu reparieren, die die Ereignisse in

## ...und in Deutschlands Hauptstadt

Eine große Tageszeitung bat zum Jahreswechsel einige, insbesondere Berliner Mitarbeiter um einen Rückblick auf das Jahr 1960 auf das Jahr 1957. Wie immer bei nachdenklichen Späßen dieser Art, gab es da manch muntere Witzelei, manch ernste Frage und zahlreiche pointierte Anzüglichkeiten. Aber gemeinsam war allen vier Beiträgen eines: Sie setzten, ohne lange zu fackeln, die Wiedervereinigung als eine vollendete Tatsache voraus, vollendet im Jahre 1957.

Nun, man sollte dem keine allzugroße Bedeutung beimessen. Aber wer um den Jahreswechsel herum aufmerksam die Presse verfolgt hat, wird festgestellt haben, daß — von wenigen Ausnahmen abgesehen — ein Trend zu opti-

### FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 9 14 94

mistischer Betrachtungsweise besteht. Auch die Silvester- und Neujahrskommentare der Berliner Presse waren um verschiedene Grade hoffnungsvoller als in den vergangenen Jahren. Haben wir echten Anlaß zum Optimismus?

Wem die Erinnerung an die letzten Monate des Jahres 1956 alles andere verdeckt, der mag mit Recht Zweifel anmelden. Die furchtbaren Ereignisse in Ungarn und die anglo-französische Intervention am Suez werfen einen Schatten auf dieses Jahr. Gleichwohl scheinen — insgesamt betrachtet — die positiven Aspekte zu überwiegen. Es ist vieles in Bewegung geraten, was starr und in der Kampfpose versteinert schien. Es sind Auflösungserscheinungen sichtbar geworden, hüben und drüben. Daß sie auch „hüben“ auftraten, mag man bedauerlich finden; man mag auch darüber streiten, ob das „hüben“ das „drüben“ aufwiegt oder umgekehrt — wir jedenfalls meinen, daß sich eine Chance daraus ergibt. Gewiß — eine Chance ist nicht viel. Aber das Bezeichnende für die politische Situation der voraufgegangenen Jahre war ja doch gerade, daß es z. B. in der Frage der Wiedervereinigung nicht einmal diese Chance gab. Anlaß also zum Optimismus.

In Bewegung geraten sind fraglos die Dinge in der Zone. Es hat sich vieles dort geändert. Es war früher leicht so, daß man der Begegnung mit Menschen aus Mitteldeutschland mit Unbehagen und unguuten Gefühlen entgegenschah. Derartige Begegnungen hatten etwas Bedrückendes, oft auch Peinliches. Das ist heute anders. Vor allem, wer mit jungen Menschen aus der Zone zusammentrifft, spürt eine neue

Polen und Ungarn angerichtet haben. Somit wäre unter den Gesichtspunkten klassischer Diplomatie zunächst mit äußerster politischer Abstinenz der Sowjetunion, zumindest aber mit defensiven außenpolitischen Aktionen des Kremls zu rechnen. Jedoch denkt man in Bonn und anderen westlichen Hauptstädten immerhin an die Möglichkeit, daß der Kreml ganz entgegen dem Prinzip normaler Staatsraison nicht abgeneigt ist, sofort einen außenpolitischen Versuchsballon steigen zu lassen. Schon um das Prestige zurückzugewinnen, das er in den linksgerichteten Kreisen der westlichen Länder seit der Ungarnkrise weitgehend verloren hat.

Die jüngsten Äußerungen des Bundeskanzlers über die Abrüstung, über das Verbot von Wasserstoffwaffen, über die Wünschbarkeit einer militärisch verdünnten Zone in Europa über die Möglichkeit einer Intensivierung des Handels mit der Sowjetunion deuten zumindest darauf hin, daß man unsererseits die Möglichkeit prüft, selbst einen Vorstoß hinsichtlich eines Gesprächs mit Moskau zu unternehmen. Die psychologischen Vorteile, die eine solche Initiative anbieten könnte, sind zumindest überlegenswert. Sicherlich würde sich die Sowjetunion jenem Staate erkenntlich zeigen, der es unternimmt, die eisige Atmosphäre, die seit Ungarn zwischen West und Ost entstanden ist, als erster zu durchstoßen.

Die Sozialdemokraten verstehen den Kanzler nicht mehr. Er ist ihnen offensichtlich zu diplomatisch geworden. Bis vor kurzem warfen sie ihm im Parlament und in der Presse vor er bleibe solange eine politisch unergiebig Natur, wie starr am westlichen Bündnis festhalte. Heute werfen sie ihm Unstetigkeit und Inkonsequenz vor, weil er den Versuch wag Ansätze zu einer dynamischen Ostpolitik zu suchen. Ohne Zweifel hat es die Opposition nicht leicht, denn der Kanzler hat manches ihrer Argumente, mit denen sie ihn monat lang attackiert hat, stillschweigend akzeptiert und in einer so unkomplizierten Form zu seinen eigenen gemacht, seien sie längst in den Führungsgremien der CDU selbstverständlich gewesen. Solche Unverfrorenheit oder souveräne Gelassenheit könnte man es auch nennen, hat der Kanzler immer schon gehabt. Das klassische Beispiel ist sein Verhalten in der Saarfrage. Einstmals Verfechter der Europäisierung hat er am 1. Januar bei der Rückkehr des Saargebietes auf dem Staatsakt in Saarbrücken vor aller Öffentlichkeit, ohne Gesichtsfarbe und Stimmlage zu verändern einfach unterstellt, dieses „historische“ Ereignis sei die logische Folge seiner eigenen Politik.

Selbstsicherheit in der Art, wie sie sich bewegen, wie sie denken oder argumentieren, spürt den Mut zur eigenen Situation und das Bewußtsein, mit ihr fertig zu werden. Schwunden oder zumindest seltener geworden ist jener verstohlene Sehnsuchtsblick nach dem „goldenen Westen“, der ja doch so golden gar nicht ist und auch seine Aspekte hat, um deretwillen man als Bewohner dieser Stadt leicht geneigt ist, der Begegnung mit Menschen aus Westdeutschland mit Unbehagen und unguuten Gefühlen entgegenzusehen. Derartige Begegnungen haben nun nicht selten etwas Bedrückendes, oft Peinliches.

Anlaß zum Optimismus. Auch die Genossen in Pankow sind, nachdem sie sich auf den Spitzen der russischen Bajonette schon recht behaglich eingerichtet hatten, in Bewegung geraten, seit sie gesehen haben, daß diese Bajonette die ganze Sicherheit doch nicht bieten. Sie müssen Konzessionen machen, zumindest jedoch Versprechungen. Acht-Stunden-Tag und Aufhebung der Rationierung stehen oben an. Auch soll über eine Verminderung der sowjetischen Streitkräfte in der Zone verhandelt werden. Sie sind unruhig geworden und die gelbe und übernachtigte Farbe ihrer Gesichter ist für viele ein Grund zur Hoffnung.

In Bewegung scheinen die Dinge auch in Bonn geraten zu sein. Es hat von hier aus den Anschein, daß die kleinstädtische Verhärtung der Fronten, dieser ganze Seldwylakomplex festgefahrener Gegnerschaften allmählich ins Wanken gerät. Mag sein, daß die Opposition spürt, sie war der Macht noch nie so nahe wie heute — und darum vorsichtiger und verantwortungsvoller argumentiert. Mag sein, daß die Regierungsparteien spüren, die Zukunft biete kritische Möglichkeiten, und sich darum nicht mehr so ganz ungehemmt auf das einzige Argument der absoluten Mehrheit verlassen. Anlaß zum Optimismus auch dies. Anlaß zum Optimismus, weil aus einer solchen Annäherung der Standpunkte endlich jene gemeinsame deutsche Initiative zur Wiedervereinigung kommen könnte, die trotz aller vielbetonten Verantwortung der Besatzungsmächte allein die Lösung des Problems vorantreiben kann.

Anlaß zum Optimismus. Wir sind nicht naiv. Da sei Roquefort — wie der Berliner sagt. Ein gelber Ulbricht macht noch keine Wiedervereinigung. Wir sind an dieser Stelle oft genug dem albernen Gerede bundesrepublikanischer Berufsoptimisten entgegengetreten, weil es von Verantwortungslosigkeit zeugte und nur zu deutlich den Wunsch verriet, hochbeamtete Phantasielosigkeit zu kaschieren. Wir sind nur optimistisch in bezug auf die Chance, die sich zum ersten Male seit Jahren bietet. Wenn wir uns fragen, ob sie wohl auch mit Klugheit, Umsicht und politischem Scharfsinn genutzt wird — doch nein, das fragen wir uns lieber nicht.

jcf

**DISKUS**  
**FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG**  
Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Hanns Schreiner, Günter Schwank, Magnus Weber.  
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.  
Redaktion: Horst Enders, Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.  
Ständige Mitarbeiter: Klaus M. Ellvoldt, Helmut Schiedermaier.  
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.  
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.  
Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883.  
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.  
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.  
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.  
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlendorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.  
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

## Ordensbrüder

Im Bertelsmann Lexikon steht zu lesen:

Daladier, Eduard, Französischer Politiker, geboren 1884, Historiker, radikal-sozialistischer Abgeordneter, bekleidete seit 1924 verschiedene Ministerien, 1933, 1934 und 1938 bis 1940 Ministerpräsident, unterzeichnete das Abkommen in München 1938 und die Kriegserklärung an Deutschland 1939, im Mai 1940 Kriegsminister, dann kurz Außenminister, von der Vichyregierung verhaftet, später in deutscher Gefangenschaft, seit 1946 wieder Abgeordneter.

Mussolini, Benito, italienischer Staatsmann (Duce), geboren 29. 7. 1883, gestorben 28. 4. 45, Sohn eines Schmiedes, Volksschullehrer. Als sozialistischer Agitator aus der Schweiz, dann aus Österreich ausgewiesen, übernahm 1912 die Redaktion des sozial-demokratischen „Avanti“ in Mailand, gründete 1914 die nationalistisch-sozialistische Zeitung „Polo d'Italia“ und gab dem nationalen Sozialismus nach dem 1. Weltkrieg die erste europäische Erscheinungsform. Unter dem Einfluß von Sorel, Nietzsche und Pareto sah er in der Elite den geschichtsbildenden Faktor und wandte sich gegen Liberalismus und parlamentarische Demokratie. So hielt die von ihm geschaffene faschistische Bewegung von Anfang an eine militante und autoritäre Gestalt und wirkte im Kampf gegen den Kommunismus. Am 28. 10. 22 rief M. durch den Marsch auf Rom die Regierung. Nach Niederwerfung des Linksradikalismus und der Ausschaltung des Parlamentes baute M. den korporativen Staat auf und entwickelte als erster die nichtkommunistische Form der autoritären Herrschaft usw. (Der Rest dürfte Erinnerungswürdig sein — Der Verfasser.)

Galazar, Antonio de Oliveira, portugiesischer Staatsmann, geboren 1889, 1917 Professor (Volkswirtschaft und Finanzen) in Coimbra, 1928 Finanzminister mit ausgedehnten Vollmachten, seit 1932 Ministerpräsident, zugleich 1936 bis 1944 Kriegs-, 1936—1947 Außenminister. Er ist der Schöpfer des neuen Portugals mit stark autoritärer Verfassung auf ständischer Grundlage (Estado Novo). Sein gemäßigt faschistisches System stützt sich auf die Kirche, die Einheitspartei der „Nationalen Union“ (Uniao Nacional) und ihre Miliz, die „Portugiesische Legion“.

Diese Berühmtheiten, über deren Ruhm und Erfolg man weltweit geteilter Meinung ist, sind Ordensbrüder. Sie alle haben einmal vom englischen Königshaus das Großkreuz zum Orden von St. Michael und St. Georg erhalten. Bislang waren sie die drei einzigen, nicht-englischen Staatsmänner, denen diese hohe Ehrung zuteil wurde. Bislang. Denn zu seinem Geburtstag machte Königin Elisabeth auch den Deutschen Bundeskanzler, Dr. Konrad Adenauer, zum Ordensbrüder. (Den Bertelsmann befragt der Chronist hier nicht, da er annimmt, daß jeder gute Deutsche Bescheid weiß —)

Diese illustre Gesellschaft hat nun mit dem Bundeskanzler ihren ältesten Bruder erhalten, so sagen die Geburtsdaten. Ob er ihr auch als der beispielgebende, bewußte ältere Bruder zugeordnet worden ist? Denn man späht mit Mühe nach den Gemeinsamkeiten der ungleichen Brüder. Sie sind Altersgenossen, sie sind alle vier auch recht gebil-

det, wengleich sie ihre Bildung doch sehr unterschiedlich angewendet haben, als sie begannen, sich der Politik zu verschreiben. Zwei von ihnen hat dabei ihre beklagenswerte Kurzsichtigkeit übel mitgespielt, einer von ihnen ist deshalb die steilen Klippen hinuntergestürzt, dem anderen kriedete man seine Sehschwäche an und schaltete ihn deshalb beim Mitspielen aus. Der dritte Bruder zog ganz an den Rand des Spielplatzes, umgab sich mit Bergen und großen Wassern, so daß ihn niemand stören konnte.

Der neue, der große, älteste Bruder aber, der baut das neue Europa, und dabei hatte er vor ein paar Jahren nur eine große Schutthalde zum spielen. Aber schließlich sollten wir die dumme Fragerei lassen. Die Königin und der Kanzler wissen sicher, wie und warum das so ist mit dem Orden!

E. L. Rot

## War Schiller ein Nazi?

Ein Nachteil aus politischem Kunstinteresse erwächst oft aus der Tatsache, daß ein Politiker selten ein Mann ist, der die Kunst kennt. Wenn auch die Phrase von der Bildung einen Kunstsinne nur noch verstärkt, so ist man in sachverständigen Kreisen darin einig, Dichtung nur in kastrierten Volksausgaben, ganz nach Maßgabe des Weltgeistes, auszuhandigen, damit sich das Gemüt in ihnen erbaue, um Gemeinschaftssinn anzunehmen. Ein tröstliches Moment. Solche Auswahl hat einen erzieherischen Wert. Die Kunst wird gegängelt, weil es sonst nicht weitergeht. Die Vorstellung, daß es auch Dinge außerhalb der staatlichen Befugnisse gibt, ist in diesen Köpfen noch nicht aufgegangen. Ob es einmal so weit kommt? Wie auch immer; die Kunst steht unter der Fuchtel weniger, in denen sich der Volksgeist auf eine höchst auffällige Weise individuiert hat. Der Kastrationszwang ist ihr Neid über die besseren Einfälle der Dichter. An die Stelle eigenschöpferischer Tätigkeit hat sich in der politischen Praxis schon lange die Tendenz durchgesetzt, Besserungen mit Hilfe von Rationierungen zu ermöglichen. Was aber einen Politiker gegen einen Dichter in Harnisch bringt, ist sicherlich nicht seiner kritischen Urteilskraft zu verdanken als vielmehr dem Verdacht, Dichtung könnte revolutionieren. Soweit der Verdacht. Bedenken kommen noch.

Die sozialdemokratische Partei in Bad Hersfeld hat Bedenken gegen die Aufführung von Schillers Jungfrau von Orleans und Hauptmanns Florian Geyer bei den Bad Hersfelder Festspielen wegen zu stark nationalistischer Tendenzen, (nach einer Notiz in der FAZ vom 12. 12. 1956). Es steht freilich im vorliegenden Falle noch lange nicht fest, ob Denken und Bedenken etwas miteinander zu tun haben: man möchte es bezweifeln, um nicht von einer strotzenden Dummheit sprechen zu müssen. Trotzdem ist man über das Gewissen erstaunt, das sich die Politiker machen, im Schiller einen Nationalisten zu erkennen, nachdem er lange Zeit für einen Dichter gegolten hatte. Also muß er weg, weil irgend ein musikalisches Kleinhirn von der Meinung lebt, die Bühne sei eine politische Anstalt, denn der Vorwurf gegen Schiller, der nicht nur laut sondern auch diskutiert wurde, weist unmißverständlich auf die Anstrengung hin, aus der Bühne einen Lehrkörper zu machen. Die staatlich sanktionierten Bühnenerfolge der braunen Ära, wo der Beifall die zweitgrößte Leistung war, nachdem man schon die Strapazen des Ausharrens hinter sich gebracht hatte, sind verpöndelt. Heuer wird wieder sanktioniert, jedoch in der Provinz, aus der nicht immer das Beste stammt. Zuerst wird einmal verboten, als wäre das die einzige Zeremonie der Macht. Den Schiller trifft es und den Hauptmann. Diese Vaterländer! Es wird höchste Zeit, daß Schiller Sozialdemokrat in Bad Hersfeld wird. Aber sicher wächst sein Ruhm durch die Tatsache, daß er dort nicht gespielt wird.

Herbert Heckmann

## 1 100 Gänsebrüste

Weihnachten feiern ist eine schöne Sache. Ein jeder ist bemüht, so er kann, diesem Fest einen Rahmen zu geben, einen möglichst verzierten, reichen und goldenen. Der Inhalt dieses Prunkrahmens wird gemeinhin „Fest des Frie-

dens“ geheißen und ist daher genügend unbestimmt, um bedeutungslos zu sein.

Ein großes Frankfurter Unternehmen hatte sich einmal ausgedacht, zum Weihnachtsfeste seine Angestellten mit einem Gänseessen zu bewirten, und beschlossen auch im vergangenen Jahre, an der Tradition festzuhalten. Die bestellten Festarrangeure aber sahen sich in ihren Vorbereitungen, entweder durch Empirie oder besonderes Einfühlungsvermögen der „Belegschaft“ angeregt, bald vor ein schweres Problem gestellt.

Es ist allgemein bekannt, daß ein properes Gänselein Flügel und Schenkel, köstliche Leber, ein zartes Bruststückchen und vieles mehr besitzt. Doch diese Dinge weisen in der Zartheit ihrer Schmackhaftigkeit eine Differenz auf, und es ergibt sich die Frage, wem was auf den Teller zu legen? Würde man ein knuspriges Gänsehinterteilchen dem Herrn Direktor vorsetzen, er würde es vielleicht als böse Anspielung empfinden. Gäbe man es dem Hilfsarbeiter aus Abteilung VI, so hätte der nicht schlechten Grund zu herber Sozialkritik. Wie kommt's, daß der Herr Buchhalter das bessere Stück bekommt, ist er ein höherer Mensch, sind wir nicht alle gleich? Und es raunte und webte in den Gängen und Fluren, in den Ohren der Manager hallte schon der Schrei der Revolution. — Da kam die rettende Idee. Kurzerhand wurden 1100 Gänsebrüste, das Feinste vom Feinen, der Chef läßt sich nicht lumpen, bestellt. So mußte der Weihnachtsfrieden einkehren. 1100 Gänse also wurden ihres edelsten Teiles beraubt und der Rest? . . . vielleicht blieb er Abfall. So nagte denn die ganze „klassenlose“ Gesellschaft an ihren Gänsebrüsten, um das Friedensfest zu feiern.

H. Witting

## Kalendergeschichten 1957

Vor uns liegt der Kalender einer Tageszeitung, die in Sachsen-Anhalt gelesen wird. Herausgeber ist die Christlich-Demokratische Union von Otto Nuschke. Durch die Veröffentlichung von Jahrestagen, die sonst weniger erwähnte Persönlichkeiten wie Glinka oder Paul Gerhardt in diesem Jahr begehen, reizt es geradezu die Kombinationsakrobatik, die sonst nur den Astrologen offensteht, hier das Spiel der Phantasie — aber nicht unter der Flagge smarten Stumpfsinns — in Bewegung zu setzen.

Hinter dem Letzten nach Epiphania begehen wir den 100. Todestag von Glinka am 15. Februar. Der Parteivorsitzende der Ost-CDU, Otto Nuschke, feiert mit zwei Hundertjährigen in neutraler Runde Geburtstag. Wie sich Max Klinger (18. 2.) und Heinrich Hertz (22. 2.) neben Herrn Nuschke (23. 2.) ausnehmen würden, ist reizvoll vorzustellen. Dieses Dreigestirn aber wird noch weit vom nächsten übertroffen. Didaktisch folgen Otto Grotewohl (11. 3.), Paul Gerhardt (12. 3.) und Karl Marx, der am 14. März verschied. Mit Herrn Lindoe ist zu schließen, daß die nächsten Regierungserklärungen aus Ostberlin im Ascendenten des Liederdichters stehen und darum gesungen werden und wahrscheinlich der Kirche milde gesonnen sind. Weiter folgern wir mit dem berühmtesten Astrologen der Welt, daß sich mit dem Hinscheiden von Karl Marx am 14. März das Fehlen seines persönlichen Einflusses durchaus spürbar bemerkbar macht. Vollends in Verzweiflung müssen alle Marxisten geraten, wenn sie lesen, daß ihr Herr und Meister am Sonntag Misericordias (5. Mai) Geburtstag hat. Unter diesem Zeichen wird dann in diesem Jahr auch ihre Lehre stehen. Daß Wilhelm Busch, der Humorist (geb. 15. 4.) Herrn Ernst Thälmann (geb. 16. 4.) um eine Nasenlänge voraus ist, ist nicht verwunderlich. Ob aber der Bildung der Nationalen Front (29. 5. — Neumond!) wirklich die Himmelfahrt folgt (30. 5.), darüber bestehen noch ernsthafte Zweifel. Zwei Versionen sind möglich: einmal die Fahrt zum Himmel, die unwahrscheinlich ist, oder das „Himmelfahrtskommando“, was offen ist. Die Entscheidung überlassen wir den Lesern selbst. Dem Gründungstag der Christlich-Demokratischen Union (wohl in Ost und West!) am 26. Mai folgt nicht ohne tiefere Bedeutung der Siebenschläfer am 27. Mai 1957. Und wieder verhüllt der Mond sein Haupt. Neumond!

Caesar

# Eine Frage?



Kennen Sie die vielen  
Situationen des täglichen  
Lebens, in denen Ihnen  
Ihre Bank helfen kann?  
Besuchen Sie uns,  
wir beraten Sie mit  
großer Erfahrung.



**RHEIN-MAIN BANK**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

# Dokument aus einer fremden Welt

Michal Bruk hat einen Brief an die Zeitung NOWA KULTURA geschrieben mit einem Mut und einer Offenheit, die zum Aufschrei und Anklage gegen die werden, die mit seinem Glauben gespielt haben, gegen die, die glaubten, daß Parteianweisungen ein Denkersatz und Einschläferungsmittel für wache Geister sind.

Die Umwandlung in Polen hat geholfen, daß Michals Brief in einer großen Zeitung abgedruckt wurde und sich nicht der Staatssicherheitsdienst um die weitere geistige Entwicklung Michals kümmert. Manches mag in Michals Brief jung, manches unwahrscheinlich klingen, aber das vermindert nicht den Wert, nicht die Echtheit seiner Anklage.

In Ungarn haben seine Altersgenossen keine Briefe geschrieben, sie haben mit der Waffe in der Hand ihre Anklage vorgebracht und sind dafür gestorben. Michals Anklage war auch die ihre, die Anklage einer verführten Jugend. Wer den richtigen, den klügeren Weg eingeschlagen hat, das kann sich nur aus den Entwicklungen der nächsten Jahre und nicht aus unseren Betrachtungen ergeben. Aber Lazlo und fast ein Drittel aller seiner ungarischen Mitstudenten ist im Westen, in Flüchtlingslagern, in Sprachkursen und in einigen Wochen neben uns im Hörsaal. Sicher wäre er wie Michal zuhause geblieben, wenn er sein Leben auch dann hätte retten können. Er kam, um sein Leben zu retten, nicht um die „westliche Freiheit“ zu suchen. Bis dahin wird er noch einen langen Weg gehen müssen, vielleicht wird er ihn gehen, vielleicht wird er sich aber auch weigern. In beiden Fällen braucht er unsere Hilfe, nicht aber unseren naiven Missionsdrang, der „ihm die geistigen Güter der westlichen Welt näherbringt“.

Erinnern wir uns um 12 Jahre zurück — 1945 — und der totale Zusammenbruch. Damals versank in dem großen Trümmerhaufen alles, an das wir — mehr oder weniger — geglaubt hatten. Alles war schlecht und verbrecherisch, und wir sollten dabei mitgeholfen haben. Und wir haben dabei mitgeholfen, denn die Wahrheit war nicht auf unserer Seite gewesen. Briefe konnten wir nicht schreiben und Hilfe, Anteilnahme, Verständnis gab es auch nicht, dafür aber Lager, körperlicher und geistiger Hunger und re-education, Dinge, die vielleicht dazu mitgewirkt haben, daß wir auch heute noch keine Demokraten reinsten Wassers sind. Den langen Weg der Einsicht und des Erkennens konnte und kann auch uns niemand abnehmen.

Darum: Kommt Michals Brief wirklich aus einer uns fremden Welt, sind Lazlos Nöte und Probleme uns wirklich fremd? Es scheint als hätten wir all das schon wieder vergessen, als sei uns alles wirklich schon wieder fremd geworden. Nach Beweisen für diese Behauptung brauchen wir nicht lange zu suchen. Denken wir nur an unsere Unduldsamkeit den geflüchteten Ostzonenstudenten gegenüber, wenn ihnen unsere Auffassungen nicht blitzartig einleuchten, wenn sie — höchst selten — auch nur einmal wagen, Gegenargumente anzubringen. Wir versperren ihnen den langen, einzig möglichen Weg der Einsicht mit einer Schranke, die wir nur nach ihren Lippenbekenntnissen als Lösungswort hochzuziehen bereit sind, nach dem Motto: Gib uns Deinen Geist, wir werden ihn westlich ausrichten und dann darfst Du in unserer Freiheit wandeln.

Warum? Um damit zu verbergen, daß diese Freiheit auch sonst oft ein wackliges Gerüst von Schlagworten ist, bei deren Definition auch wir ins Stottern geraten? Weil auch wir unseren Weg noch nicht zu Ende gegangen sind? Aus Müdigkeit? Aus Bequemlichkeit?

Die Michals, Lazlos und die Mitstudenten aus der Zone kommen aus Ländern, die durch eine unglückselige Teilung von uns abgeschnitten wurden und von denen man uns glauben machen will, sie gehörten nicht mehr zu Europa. Diese Studenten sind weder dümmere noch gemeingefährlicher als wir. Deshalb kann man ihnen genauso wenig wie uns Erkenntnisse aufpfropfen oder einimpfen, auch nicht unsere Lebensauffassung und unser Denken. Unsere Freiheit können wir weit besser dokumentieren, wenn wir ihnen den eigenen Weg zu erkennen und ihnen nur dann zu helfen versuchen, wenn sie uns darum bitten. Vielleicht gelingt es uns, so tolerant zu sein, daß uns ein geflüchteter, aber noch immer kommunistischer Student lieber und wertvoller ist, als sein Kamerad, der glaubt, er müsse sich sein westliches Brot mit Lippenbekenntnissen erkaufen.

Es ist wichtig, daß unser Interesse für unsere ungarischen Mitstudenten von einer echten Anteilnahme abgelöst wird, das länger anhält, als die marktschreierischen Schlagzeilen in der Tagespresse.

Klaus M. Ellrodt

## Polen verloren

Ich bin achtzehn Jahre alt. Mit zehn Jahren lernte ich, daß das, wofür mein geliebter Bruder im Aufstand von Warschau starb, die falsche Sache war. Ich lernte, er sei irreführend, betrogen gewesen. In meiner kindlichen Phantasie war er für mich immer die Verkörperung von Heldentum, Mut und aufrechten Wesen. Ich war stolz auf meinen Bruder.

Aber als ich zehn Jahre alt war, hörte ich in einer Geschichtsstunde daß ich keine Ursache hätte, darauf stolz zu sein. Er sei im Kampf für die niederträchtige Sache der Londoner Emigrantenregierung und nicht für das wirkliche Polen gefallen. Bis dahin hatte ich gedacht, es gebe nur ein Polen. Und nun schien es mehrere zu geben. Es gibt ein Polen meiner Eltern und meines Bruders Lech, ein ganz anderes Polen meiner Schule und noch ein weiteres Polen meiner Tante, der immer unrecht geschieht.

Ich hatte kein Vaterland mehr, ich hatte keinen heldenhaften Bruder mehr, der mir bisher ein Vorbild gewesen war. Ich hatte

nur einen armen, verirrten Bruder. Ich selbst wollte nicht arm sein und auch nicht verirrt.

Aber Gott hatte ich.

## Gott verloren

Als ich fünfzehn Jahre alt wurde, hörte ich auf, an Gott zu glauben. Gott hatte sich als Bundesgenosse der Mörder Lechs erwiesen. Er war der, der kühlen Auges das ganze Unheil ansah, das alles in mir zerriß. Er war der, der es geschaffen hatte.

Viele, lange Stunden kniete ich in einer finsternen, leeren Kirche. Meine Seele schrie, drohte, flehte. Ich haßte ihn, und gleichzeitig liebte ich ihn doch so sehr. Mein armer, verräter Lech hatte ihn auch geliebt.

Es schien also, daß es Gott überhaupt nicht gab. Ihr müßt doch sicher wissen, wie furchtbar es ist, wenn man seinen Glauben entgleiten spürt, verschwinden und sich doch sehnt, daß er bleiben möge. Ihr kennt doch diese schlaflosen Nächte, dieses verzweifelte Kämpfen in der Seele eines Kindes, das noch naiv ist. So ging es, als ich meinen Glauben verlor. Schließlich kam der Tag, an dem das Kreuz nur ein Stück Holz war, Christus nur eine geschnittene Figur und das heilige Meßopfer ein Ritus ohne jede Bedeutung. Damals half mir ein Schulkollege, der fünf Jahre älter war als ich, ein Kommunist.

Die neue Ideologie gab mir den verlorenen Glauben an die Welt wieder, einen Glauben an den Sinn des Lebens, an die Menschheit. Das waren meine glücklichsten Jahre. Ich kämpfte, kämpfte und kämpfte — zu Hause, gegen meine reaktionären Mitschüler und Professoren in der Schule.

Ich stürzte mich aus einer Versammlung in die andere, ich überzeugte, diskutierte, ich erklärte mich für alles verantwortlich. Ich glaubte an die Idee und an die, die sie verwirklichten.

Über manches, was geschah, war ich empört, über anderes erstaunt, aber niemals war ich passiv, denn ich glaubte zu sehr an die Gerechtigkeit der Generallinie der Partei.

Ich war sicher, daß irgendwo oben ein Gegner saß, denn wer sonst konnte solche Instruktionen erteilen! Ich war aber überzeugt, daß es politisch schädlich sei, solche Probleme vor ein breites Forum zu zerren. Ich gewann wieder Vertrauen. Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt. Und dann, dann erfuhr ich von vielen Dingen, die ich nicht glauben wollte: von den ungerechten Verhaftungen und Untersuchungsmethoden des Staatssicherheitsdienstes, von Unrecht überhaupt. Ich selbst verstand den götzendienerischen Stalinkult nicht, und obwohl ich überrascht war über die Spezialläden voller Luxusartikel für die hohen Staatsbeamten und über ihre hohen Gehälter, während das Landproletariat im Elend lebte, so waren das für mich in dieser Entwicklungsphase nur schmerzhaft Irrtümer.

Ich litt daran, aber ich versuchte, mir das alles zu erklären. Ich machte es auch anderen klar, und ich überzeugte sie, aber die

# Josef Wissarionowitsch Stalin - Half past Noon

„Die Welt, ein- und dieselbe aus allem, hat keinen der Götter noch Menschen gemacht, sondern sie war und ist und wird sein ewig-lebendiges Feuer, nach Maß sich entzündend und nach Maß verlöschend.“  
Heraklit

„Es gibt in der Welt keine unerkennbaren Dinge, wohl aber Dinge, die noch nicht erkannt sind, und diese werden durch die Kräfte der Wissenschaft und der Praxis aufgedeckt und erkannt werden.“  
Stalin

Zwischen diesen Thesen betritt jeder Besucher die Ausstellung „Weltall—Erde—Mensch“ im Gebäude der Magdeburger Stadtbibliothek. Und im nächsten Raum stoßen wir noch einmal auf einen Satz Stalins, der von östlichen Vertretern des Marxismus immer wieder zitiert wird: „Die Welt und ihre Gesetzmäßigkeit sind durchaus erkennbar.“ Unter diesem Spruch befinden sich die Gesichter Isaac Newtons und Albert Einsteins. Weiter kurze Daten über Leben und Werk dieser beiden Männer als Beispiel für zwei der triumphalsten Theorien, die menschlicher Geist je von der Gesetzmäßigkeit der Welt gegeben hat. Unter der prononciert behandelnden Behauptung der Möglichkeit von Erkenntnis durch den seines Nimbus beraubten Stalin nehmen sich die Wissenschaftler freilich hintergründig aus.

Wir hatten Gelegenheit, diese Ausstellung vor und nach dem XX. Kongreß der KPdSU zu besuchen. Dadurch haben sich Nuancen ergeben, auf die wir hier eingehen wollen, möglichst ohne politischer Astrologie zu verfallen, wie sie mancherorts wächst, blüht und gedeiht. Jedenfalls ergab sich vor dem Kongreß in der Ausstellung das Bild, daß die Welt — mit all der Vielfalt ihrer Phänomene — zu keinem anderen Zweck sich entfalten würde, als um es einem überdimensionalen Stalin zu ermöglichen, sich über ein Wolga-Staubbecken zu beugen. Indem darin aller Sinn mündet, wird er zum Unsinn. Und zugleich beraubt man sich des Kredits der Glaubwürdigkeit auch für die im einzelnen richtig gebotenen Erkenntnisse und Hypothesen.

Nach unserem zweiten Besuch war denn auch das Monstrum von Staudamm samt Stalin einem Atomkraftwerkmodell gewichen, das die Proportionen mit einem Herrn N. N. als verschwindendem Nichts neben den dicken Betonwänden wieder im rechten Maßstab zeigt. An Bildern ist außer Lenin im Postkartenformat neben einer statistischen Darstellung von der zunehmenden Elektrifizierung in der SU nichts zu sehen. So finden wir zu Beginn der Ausstellung die Stalinzitate, aber die scheinbare Geschlossenheit des Weges vom Urschleim bis zum Kraftwerk von Kuibyschew ist schon durchbrochen. Aus dem bloßen Weglassen des überholten Schlußbildes ergibt sich nun aber nicht etwa von

Tatsachen bleiben bestehen, und ich, ein siebzehn Jahre alter, heranwachsender Kommunist, erlag diesen Tatsachen.

Aber ich erklärte weiter. Ich mußte ja erklären: war das denn nicht meine Ideologie, nicht meine Regierung, meine Partei, mein Stalin?

## Stalin verloren

Ihr älteren, erfahreneren Genossen, Ihr wart es, von denen ich Antwort erwartete! Ich hörte verzweifelt, wie Ihr mir nichts gabt als dieselben Antworten, die ich schon meiner Tante gegeben hatte, oder wie Ihr mißtrauisch meinen Personalfragebogen überprüftet, um zu sehen, ob ich nicht ein Parteigegner sei.

Drei Jahre sind vergangen. Drei Jahre meines bereits bewußten Lebens. Jetzt bin ich achtzehn. Es hat sich erwiesen, daß meine Tanten über die grausamen Untersuchungsmethoden des Staatssicherheitsdienstes und über die Diktatur Stalins die Wahrheit gesagt hatten. Es hat sich erwiesen, daß tatsächlich die Geschichte gefälscht worden war. Dieselben, die meinen Personalfragebogen mißtrauisch überprüft hatten, als ich sie um Erklärung gebeten hatte, reden jetzt von der „Stalin-Epoche“ und der Zeit des „Berijajismus“. Sie empfehlen Jazzmusik, die sie vor zwei Jahren als Symptom der verfaulten Zivilisation des Westens angeprangert haben. Sie diskutieren über Jugendorganisationen in Jugoslawien, über die sie vor ein paar Jahren Spottlieder gesungen haben. Und ich?

Ich weiß nicht, wie ich meine Seele zum viertenmal umstellen soll, ohne Angst zu haben, daß sie dabei in Fetzen geht.

Ich schäme mich für alle, die zugewartet haben, geschnuppert und sich umgesehen; und für die, die betrogen haben und die sich betrügen ließen. Ich schäme mich derer, die absichtlich oder unbewußt dem Bösen geholfen haben. Ich schäme mich für Euch Kleinbürger auf Euren Ministerposten, für Euch wohlgenährte Journalisten, für Euch Schriftsteller, die keine Konflikte bemerken...

Ich schäme mich für Euch alle, und vor allem für mich selbst. Ich schäme mich meiner Dummheit und Leichtgläubigkeit. Ich weiß nicht mehr, wie ich den Kopf hochtragen soll und ob ich ihn je wieder hochtragen kann.

Denn ich habe keine Grundlagen mehr, irgend etwas zu glauben. Wenn man Menschen keinen Glauben schenken kann, dann werden Ideen zu nichts.

Unsere Zeit war nicht leicht, und obwohl wir keine Gewehr in der Hand hatten, haben wir keinen rosigen Weg gehabt. Unser Zynismus ist nicht aus Verweichlichung und Wohlleben geboren, und es ist nicht Egoismus und nicht Verlangen nach eigener Bequemlichkeit, was uns veranlaßt, die Haltung der Ideologieprediger abzulehnen. Wir zwischen achtzehn und zwanzig Jahren wachsen zwar unter neuen Bedingungen auf, aber glücklich sind wir nicht: wir sind verzweifelt, wenn wir sehen, daß dieses Neue sehr, sehr alt ist und daß es so gar nicht ist wie unsere Träume. Es ist zum Verzweifeln, alles zu verlieren, woran man geglaubt hat.

Ich beende diesen Brief und empfehle meine Generation dem nachsichtigen Gedenken des Schriftstellerverbandes!

selbst die Einsicht in die dargestellte Lehre. So richtig auch viele Einzelteile gesehen sein mögen, der Zusammenhang bleibt etwas schuldig, wenn an sich brauchbare Arbeitshypothesen wie zum Beispiel über die Entstehung des Lebens zum Dogma erhoben werden. Ähnliches gilt für die Zitate von Stalin.

Er argumentiert doch so: Darüber, daß die Welt und ihre Gesetzmäßigkeit erkennbar ist, besteht kein Zweifel. Jedenfalls lesen wir dies aus beiden angeführten Zitaten heraus. Die schlechteste Weise der Entdeckung wäre nun, diese These — mehr ist es vorläufig nicht — stracks zu verneinen und die Nichterkennbarkeit der Welt zu behaupten. Damit würde die erste Borniertheit, die ohne Zweifel in der glatten Behauptung von der Erkennbarkeit steckt, nur durch eine zweite, ebenso unglaubwürdige ersetzt. Dies richtet sich besonders gegen die, die nun alle gewonnenen Einsichten der Wissenschaft als marxistisches Teufelswerk verdammen und in metaphysischem Nebel und Dunst ihr Süppchen kochen wollen. Dann kommt es zu Erscheinungen wie Astrologie, die die Gemüter verdummen hilft, Filmstarkult, Großen alten Männer und anderem ekstatischen Wahnwitz. Alles auf einer Stufe mit einem gläubigen Gemüt in Rot, das die Gesetze der Dialektik wie einen Katechismus herbetet. Beides gilt uns trotz seiner Verschiedenheit — ob nun rot oder schwarz — als ein Zeichen für die Zerstörung der Vernunft.

Die Negation von der Möglichkeit der Erkenntnis wäre also das Dummste, was man Stalin entgegenhalten könnte. Viel besser sagen wir, daß ja nicht erst Stalin kommen mußte, um der erstaunten Menschheit zu verkünden, daß Erkenntnis möglich sei. Die blanke Behauptung ist ohnehin eine Banalität, wenn sie nicht philosophisch ausgewiesen wird. Schon Kant ging davon aus, daß synthetische Urteile a priori im Besitz der Menschen sind, und fragte, wie sie mit Notwendigkeit von den Dingen gültig sind. Die Antworten darauf sind freilich verschieden, und auf sie im einzelnen einzugehen, würde zu weit führen. Nur meinen wir, macht man es sich zu leicht, über die Köpfe von Herrn Newton und Einstein die These von der Erkennbarkeit der Welt und ihrer Gesetzmäßigkeit zu heften und es dabei bewenden zu lassen. Zur Voraussetzung zu machen, was man beweisen will, dazu bedarf es nicht viel.

All dies ist noch nicht der Weisheit letzter Schluß. Über unsere Einschränkungen hinaus wollen wir nur zugunsten wissenschaftlichen Denkens sagen, — so es nur nicht zu einer Ersatzreligion erhoben wird —, daß möglicherweise richtige Erkenntnisse nicht dadurch falsch werden, daß sie von Andersgesinnten ausgesprochen werden! In unserem Fall: daß z. B. Hypothesen über die Entstehung des Lebens nicht schon dadurch zum Unfug werden, weil sie von einem dialektischen Materialisten — und dazu noch Russe — ausgesprochen werden. Für den Osten gilt das gleiche umgekehrt. Das scheinen platte Selbstverständlichkeiten. Doch die gefühlsmäßigen Ressentiments geistern noch genug umher, als daß wir schon zufrieden uns selbst zu unserer Vortrefflichkeit beglückwünschen könnten. Gerade die abwägende Haltung gibt uns erst Stärke und Vertrauen, die nicht so schnell erschüttert werden. Wer dem Denken aber schon zu früh den Laufpaß gibt, dem wird nichts weiter übrig bleiben, als sich immer nach dem Wind zu drehen, ob er nun von Ost oder West bläst.

Horst Helmut Kaiser

Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugungsverfahren. Deshalb haben die FARBERWERKE HOECHST AG. und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

FARBERWERKE HOECHST AG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M) · HOECHST

## Zwischen Polen und Kuba

**Deutschland.** Der AstA der Universität Göttingen hat eine Kommission beauftragt, die Möglichkeit einer Kontaktaufnahme mit polnischen Universitäten zu überprüfen. (DISKUS)

Der VDS plant, eine Gruppe polnischer Studentenredakteure für Anfang Mai zu einer Rundreise durch die Bundesrepublik und Berlin einzuladen. Dieser Besuch ist als Gegeneinladung für die drei westdeutschen Redakteure der Studenten-Presse gedacht, die im Herbst des vergangenen Jahres Polen besuchten. (DISKUS)

**Dänemark.** Eine polnische Studentendelegation hat Mitte November eine Reise nach Dänemark gemacht und dort alle wichtigen Universitätszentren besucht. Zu einem Gegenbesuch wird in diesem Monat eine dänische Delegation nach Polen fahren. (Studentenspiegel)

**England.** An der Universität Bristol wurde die „Assegai Society“ gegründet, die sich zum Ziel gesetzt hat, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Problem der Rassendiskriminierung zu lenken und deren Opfer zu unterstützen. Durch Sammlung von Geldmitteln soll ermöglicht werden, alljährlich drei farbige Südafrikaner aus britischen Protektoraten in Bristol studieren zu lassen. Für farbige Südafrikaner ist es nahezu unmöglich, ein Ausreisevisum zu erhalten.

**Südafrikanische Union:** Die südafrikanische Regierung kündigte ihre Absicht an, in allen bisher noch „offenen“ Universitäten des Landes die Rassentrennung einzuführen, um so zu verhindern, daß Weiße und Schwarze gemeinsam studieren. Das Gesetz zur Durchführung der Rassentrennung wird wahrscheinlich in der nächsten Sitzung des südafrikanischen Parlamentes, das im Januar 1957 eröffnet wird, durchgebracht werden. Die Studentenräte von Kapstadt und Witwatersrand erklärten dazu, sie seien nach wie vor für die Politik der „offenen“ Universitäten.

**Mexico.** 50 Negerstudenten, die an amerikanischen Universitäten nicht zugelassen worden waren, haben sich an der Universität Veracruz immatrikuliert. Der Rektor, der sie begrüßte, erklärte, „Er erwarte, daß auch andere mexikanische Universitäten diesem Beispiel folgten und Studenten aufnahmen, die an anderen Universitäten abgewiesen worden seien.“

(Agencia de Information Universitaria, Mexico)

**Kuba.** Die kubanische Studentenschaft befindet sich infolge der brutalen Maßnahmen der kubanischen Diktatur gegenwärtig in einer sehr schwierigen Lage. Nicht nur die Freiheit, sondern sogar das Leben der Studenten ist in dauernder Gefahr. So wurde erst kürzlich der Präsident des nationalen Studentenverbandes Kubas (FEU) und Delegierte bei der 6. ISC in Ceylon, Echeverria, von der kubanischen Regierung als Agent mit ausländischen Weisungen bezeichnet. Er wurde bei seiner Rückkehr aus Ceylon einer strengen Untersuchung unterworfen, wobei das ganze Arbeitsmaterial der 6. ISC beschlagnahmt wurde. Seiner Verhaftung entging er nur durch den Umstand, daß zur gleichen Zeit die Interamerikanische Presse-Vereinigung in Havanna tagte. Dagegen wurden zehn politische Flüchtlinge, die in der Botschaft von Haiti Asyl gefunden hatten, unter ihnen zwei Studenten, von der kubanischen Polizei unter Verletzung der Exterritorialität der Botschaft und des Asylrechts im Innern der Botschaft ermordet. Alle Studentenführer werden erbarmungslos verfolgt. In dieser kritischen Situation wenden sich die kubanischen Studenten an die Studenten der ganzen Welt mit der Bitte, Protestaktionen gegen das unmenschliche Verhalten des kubanischen Regimes einzuleiten. (COSEC, Leiden)

## Besuch aus Barcelona

Mitte Dezember weilte die studentin der Tuna, eine Studentenvereinigung der Universität Barcelona, in unserer Stadt. Die Spanier wurden während ihres dreitägigen Aufenthaltes vom AstA betreut. Diese Gruppe bestreitet im Rahmen ihres Universitätslebens die Pflege ihrer Volksmusik. Ihr reiches Repertoire besteht aus Gesängen und Tänzen der spanischen Folklore, die entweder von der ganzen Gruppe oder von einem Solisten dargeboten werden.

Im Rahmen der von der Akademischen Auslandsstelle und dem AstA veranstalteten Weihnachtsfeier für ausländische Studenten begeisterten die Spanier zwei Stunden lang die anwesenden Gäste durch ihr Können und Temperament. Die Verbindung von folkloristischer Heiterkeit und Weihnachtsstimmung war zwar nicht besonders glücklich — die Stimmung mußte für den besinnlichen Teil etwas gedämpft werden — aber der Abend hat allen Anwesenden große Freude gemacht.

Im Rahmen der Weihnachtsfeier wirkten Studenten der Musikhochschule mit, und Studentinnen aus Norwegen, Japan und der Türkei sangen Lieder aus ihrer Heimat. Herr Professor Hartner, der Leiter der Akademischen Auslandsstelle, betonte in einer kurzen Ansprache, wie sehr heute alle Menschen in unserer hastigen und unzufriedensten Zeit den Frieden des Weihnachtsfestes brauchten, um wieder zu sich selbst zu finden.

In ihrer traditionellen Scholarentracht erregten die Leute der Tuna überall in Frankfurt Aufsehen. Dies erreichte seinen Höhepunkt bei einem abendlichen Platzkonzert auf der Hauptwache, das auf Anregung des AstA die Kasse der Gruppe etwas füllen sollte. Die Begeisterung — die Polizei mußte für kurze Zeit den Verkehr auf der Zeil umleiten — und auch die Gebefreudigkeit der Frankfurter, die ihre Groschen ins Tamburin und in den Magen der Mandoline warfen, ließ nichts zu wünschen übrig.

Vor ihrer Abreise sangen sie noch einmal vor dem Haupteingang der Universität. Seine Magnifizenz begrüßte den Leiter der Gruppe und überreichte ihm ein Antwortschreiben auf den Empfehlungsbrief des Rektors der Universität Barcelona, den die Tuna bei ihrer Ankunft überbracht hatte. T. Reinschmidt

## Deutsches Haus in Paris

In Anwesenheit des französischen Staatspräsidenten, René Coty, wurde am Freitagmorgen das Deutsche Haus (Architekt Prof. Johannes Krahn, Frankfurt/Main) in der Pariser Universitätsstadt feierlich eröffnet. Es soll, wie Bundesaußenminister Dr. von Brentano bei der Eröffnung erklärte, den jungen Deutschen die Möglichkeit geben, französischen Geist, französische Kultur und französische Menschen kennenzulernen und ein Stätte der Begegnung für die Jugend der freien Völker werden.

Der französische Erziehungsminister Billeres, der ehemalige französische Botschafter in Bonn und Präsident der „Stiftung Universitätsstadt“, André François Poncet, und Pro. Erbe (Tübingen) als Vertreter des bayerischen Kultusministers Rucker würdigten die Bedeutung der Tatsache, daß in der Pariser Universitätsstadt jetzt als 29. Haus auch ein Heim für deutsche Studenten und ihre Gäste geschaffen wurde. Bundesaußenminister von Brentano überbrachte die Grüße der Bundesregierung und des gesamten deutschen Volkes und der Ständigen Konferenz der Deutschen Kultusminister. (DISKUS/FAZ)

## Wir streiten uns noch...

Als vor ein paar Wochen die Diskussion um eine breitere Förderung des Studenten von Seiten des Staates und damit aus Steuergeldern konkret zu werden begann, machte mancher Bundesbürger seinem Unbehagen, ja Ärger über dieses Thema in Leserbriefen an Tageszeitungen Luft (siehe z. B. Frankfurter Rundschau vom 12. und 17. 12. 1956).

Nach jener Argumentation geht es dem deutschen Studenten noch immer viel zu gut, und er erwartet zu Unrecht, daß auch er an den Auswirkungen des Wirtschaftswunders beteiligt wird, denn schließlich müsse er schon bereit sein, Opfer zu bringen, wenn er im Leben „mehr erreichen wolle“. Da werden die vollen Parkplätze vor den Universitäten, die Korporationen in vollem Wuchs — bei den Feierlichkeiten an der Saar z. B. direkt hinter dem Bundeskanzler — und die Auslandsreisen der Studenten angeführt. Einzelheiten werden verallgemeinert und zusammengekommen ergibt sich für den Durchschnittsbürger ein Bild vom Studenten à la „Heidelberger Romanze“.

Kann man ihn dafür angreifen? Sicher fehlt ihm der gute Wille sich zu informieren. Die Universitäten besucht er nicht, rein äußerlich kann er als Student nur jene erkennen, die den „Akademiker“ ins Gesicht eingekernt haben. Für Presse, Film und Rundfunk scheint der Student nicht von öffentlichem Interesse zu sein, es sei denn als Füllsel. Der Bürger erhält also auch von hier — leider — keine Information.

Sonst würde der Steuerzahler wissen, daß der Student von heute anders aussieht als der vor hundert Jahren. Die alte Burschenherrlichkeit hat dem prüfungsgängigsten, nüchternen studentischen Arbeiter Platz gemacht, der sich während seines Jobs Gedanken um seine zu erledigenden geistigen Arbeiten macht und während dieser Arbeit schon wieder um das Geldverdienen sorgen muß. Im übrigen existiert er für seine Umwelt nur als lästiger Konkurrent am Arbeitsplatz. Er hat längst aufgehört die „Hefe im Volk“ zu sein.

Der Durchschnittsbürger würde auch wissen, daß das Geld der Studenten gerade für den Lebensunterhalt, nicht aber für dringende benötigte eigene Bücher oder gar mehrere Theaterbesuche und längere Auslandsreisen reicht. Würde der Durchschnittsbürger — oder vertretungsweise die Herren von der Presse! —



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

sich die Mühe nehmen, einmal in ein Universitätsgebäude hineinzugehen, um sich zum Bersten volle Hörsäle oder schlecht bis vorintflutlich eingerichtete Laboratorien anzusehen? Oder gar einmal das Essen in der Mensa zu sich nehmen? Er würde schnell überzeugt sein, daß der Spaß bei der Studiererei nicht ganz so groß ist, wie er ihm sich vorgestellt hat. Von einer Belohnung für die „gebrachten Opfer“ in Form eines höheren Gehaltes nach dem Studium kann gar keine Rede sein. Einen annähernden Ausgleich für die investierte Zeit und die aufgebrauchten Gelder gibt es heute nicht mehr. Darüber gibt jede Statistik Auskunft.

Bei besserer Information müßte man wissen, daß sich die Überfüllung der Universitäten teilweise durch die abgetrennten Ost-Universitäten erklären läßt, teilweise aber aus dem ständig

## ... das Ausland handelt!

**Belgien.** Vertreter der Nationalen Vereinigung der liberalen Studenten Belgiens legten dem Kongreß der Liberalen Partei Belgiens einen Plan vor, der die Schaffung eines autonomen Fonds zur Finanzierung einer Allgemeinen Studienvergütung (allocation d'études) als notwendig bezeichnet. Dieser Vorschlag wurde von der Generalversammlung einstimmig angenommen. Eine Verwirklichung dieses Projektes würde für alle jungen Belgier ein Studium unabhängig von ihrer finanziellen Lage bedeuten. (L'Étudiant Libéral, Lüttich)

**Frankreich.** Anlässlich der Tagung des Verwaltungsrates des französischen nationalen Studentenverbandes vom 18.—20. November 1956 wurde bekanntgegeben, daß das Hauptziel der nationalen Aktivität des Verbandes weiterhin die schnellstmögliche Einführung des Systems der Studienvergütung sein wird. (Combat, Le Monde, Paris)

„Figaro“ schreibt: 170 000 Studenten und Studentinnen sind zum Beginn des neuen Studienjahres immatrikuliert. Das besagt aber nicht, daß sie alle an den Vorlesungen teilnehmen. Bestünden alle immatrikulierten Studenten auf ihrem guten Recht, in die Hörsäle eingelassen zu werden, würde das genügen, das Hochschulleben zum Stillstand zu bringen. Es heißt weiter: Aber es gibt keineswegs zuviel Studenten im Lande. Im Gegenteil muß man noch vor Ablauf der nächsten 10 Jahre infolge des Bevölkerungszuwachses, der Demokratisierung des Unterrichtswesens und der Zulassung „gleichwertiger Nicht-Abiturienten“ an den Fakultäten mit einer Erhöhung auf 300 000 Studenten rechnen.

**Kanada.** Die Nationalkonferenz kanadischer Universitäten befaßte sich Anfang November in einer außerordentlichen Sitzung mit der Krise im höheren Erziehungswesen. Man suchte nach Wegen um den zu erwartenden Anwachs der Studentenschaft in den nächsten Jahren zu meistern. Die Notwendigkeit einer weit größeren Hilfe durch Staat und Industrie wurde betont. Der Premierminister kündigte die Ernennung eines „Kanadischen Rates“ an, dem aus staatlichen Mitteln zunächst 50 Millionen Dollar für allgemeine Zwecke (auch Stipendien) zur Verfügung stehen. Dadurch werden die Aussichten größer, die Forderungen der Studenten in einem größeren Maße als bisher zu befriedigen.

**Schweiz.** Die alljährliche Generalversammlung des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften vom 23.—25. 11. 1956 bezeichnet als eines der wichtigsten Ziele die Verbesserung der sozialen Lage der Studenten, um allen jungen Begabten, unabhängig von ihrer finanziellen Situation, den Zugang zum Hochschulstudium zu erleichtern. Zur Zeit ist der VSS dabei, ein vollkommeneres und gerechteres Stipendiensystem auszuarbeiten. (Studentenspiegel)

wachsenden Bedarf an akademisch ausgebildeten Kräften. Er würde wissen, daß Studenten nicht arbeiten, weil es für sie an der Universität nichts mehr zu tun gäbe, sondern weil nach zwei verlorenen Kriegen von den dicken Sparkonten der Eltern, aus denen die Studenten in ihrer Mehrzahl vor 1933 zehrten, nichts mehr geblieben ist.

Es scheint fast, als werde vom Durchschnittsbürger das Bild vom „herrlichen Studenten“, der etwas „Besseres“ ist als seine Mitmenschen, gehätschelt, um all die lang angestauten Aggressionen abreagieren zu können. In dieser Blindheit befangen, kämpft man gegen Windmühlflügel und meckert! Gleich anschließend werden Forderungen gestellt, die sich vom konkurrenz-hohen Mietpreis für ein Zimmer bis zu gut ausgebildeten, den heutigen Anforderungen entsprechenden Führungskräften für die Wirtschaft erstrecken. Sie alle lauten in einer kurzen Formel etwa so: Student, bilde Dich gründlich und erhungere Deine Bildung bis Mitte 20, gründe eine Familie und nimm uns als führendes Glied Deines Volkes für das Entgelt eines höheren Angestellten die Lasten ab und stirb im Alter von Mitte 50 an Überarbeitung.

Man braucht nicht viel Phantasie besitzen, um einzusehen, wohin diese Einstellung führt. Die Logik schlägt Purzelbäume, wenn die wunderbaren Kräfte der public relations ausreichen, den Tieren im Zoo ihr wohlverdientes Futter zu sichern, aber nicht, um mit den operettenhaften Vorstellungen vom Studenten in breiten Schichten unserer Bevölkerung aufzuräumen. Kann man wirklich nicht klar machen, daß die Arbeit des Studenten auch Arbeit, gleichwertige Arbeit ist?

Das und gar nicht mehr wollen wir zunächst erreichen. Hat man das einmal anerkannt und ist dann immer noch überzeugt, daß die größeren Bildungswerte für den Studenten in der körperlichen Erarbeitung des Studiums liegen, daß dort allein die Möglichkeiten für eine negative Auslese des Studenten liegen, dann gibt uns echte Chancen am Arbeitsplatz.

Wir wollen keine Hilfsarbeiten, die oft für „arme Studenten“ bereit gehalten werden. Wir wollen echte Arbeitsplätze und echten Verdienst. Es gibt Beispiele, daß solche Forderungen sich realisieren lassen. In Amerika hat man für die Sommermonate den Studenten als Wirtschaftsfaktor eingebaut. Geht Herr Meier für vier Wochen in den Urlaub, so bürdet man nicht seinem Kollegen Müller zusätzliche Arbeit auf, sondern man stellt einen Studenten ein, der nach Meiers Rückkehr gleich Herrn Müllers Arbeit übernimmt, die er ja nun schon kennt, denn Herr Müller tritt nun seinen Urlaub an. Amerikaner denken, wenn es Geld betrifft, wirtschaftlich und nicht wohl-tätig. Daß die Studenten für die Sommerzeit ein fester Bestandteil in der amerikanischen Wirtschaft geworden sind, kann deshalb nur bedeuten, daß ihre Arbeit kein Verlustgeschäft ist.

Mit Hilfe dieses Systems und einer breiteren Studienförderung — für die sich Bundestagspräsident Dr. Eugen Gerstenmaier immer wieder einsetzt — sollte eigentlich erreicht werden, daß der Student einmal seine Semesterferien pro Jahr als Ferien verwenden kann, zum Studieren — dafür wären sie ja ursprünglich eingerichtet worden — für Auslandsreisen und zum Abstand gewinnen.

Sollte sich wirklich erweisen, daß diese Maßnahmen sich demoralisierend auf die Studenten auswirken, daß auch die Studenten in einer Form zu Staatsrentnern werden, dann kann man dieses Experiment schnell wieder abblasen. Es wäre sicher nicht das schlechteste Experiment gewesen, in das der Staat und die Öffentlichkeit Geld investiert hätte. Waldemar Dorell

**Indien.** Der Grundstein für ein Studentenheim der Universität Nagpur wurde gelegt, dessen Kosten sich auf 75 000 Rupien belaufen werden. 30 000 Rupien für dieses Projekt hatten 500 Universitätsprofessoren zur Verfügung gestellt, indem sie auf die ihnen für die Überprüfung von schriftlichen Examensarbeiten zustehenden Gebühren verzichteten.

## Kreuz und quer

**UN:** Länder mit Bedarf an wissenschaftlichen und technischen Fachkräften fordern bei den Vereinten Nationen ständig Fachkräfte an; deutsche Spezialisten sind vor allem im Nahen und im Fernen Osten begehrt. Seit einiger Zeit schon ist zum Beispiel der Augsburger Geophysiker Professor Wienert in Ländern des Vorderen und Mittleren Orients tätig. In Pakistan hat er eine Erdbebenstation aufgebaut und eine Reihe landeseigener Fachkräfte angeleitet. (DISKUS/df)

Für das Wüstenforschungsprogramm in Nordafrika wurde eine deutsche Zoologin vermittelt; ihr Hauptarbeitsgebiet ist die Kamelforschung. Untersucht wird vor allem der Wasserhaushalt der Tiere, ihre Weidegewohnheiten und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Trockenheit. Sobald diese Forschungsarbeiten abgeschlossen sind, will man mit Tierkreuzungen für andere Wüstengebiete beginnen. (DISKUS/df)

Trotz eifrigen Suchens gelang es bisher nicht, in Westdeutschland einen Mann zu finden, der die Leitung einer wissenschaftlichen Untersuchungs- und Auskunftsstelle — eines „Wissenschaftsbüros“ — in Kairo übernehmen könnte. Diese Stelle hat eigene Laboratorien für die Untersuchung von Menschen-, Tier- und Pflanzenschädlingen. Sie erhält wissenschaftliche und technische Anfragen aller Art aus den Ländern des Vorderen Orients. (DISKUS/df)

Sechs Studenten der Universität Cambridge wollen in diesem Sommer in Moskau studieren; sechs russische Studenten werden dafür wahrscheinlich einen Teil des nächsten Wintersemesters in Cambridge verbringen. Die Initiative zu diesem Plan lag in den Händen eines Studenten, der während seines Militärdienstes bei der Marine Russisch lernte. „Wir wollen auf diese Weise die russischen Studenten und ihr Leben an der Universität gründlich kennenlernen“, sagte er. Die englischen Studenten wollen Anfang Juni nach Moskau reisen, dort bis zum Ende des Sommersemesters studieren und dann noch ein bis zwei Wochen bei der Familie eines russischen Studenten verbringen. Finanziert wird dieses Projekt durch Reportagen für Zeitungen und Zeitschriften. Die Universität Cambridge hat sich bereit erklärt, die russischen Austauschstudenten aufzunehmen.

# Studentische Vergnügungsfahrten

Vier deutsche Studententage liegen seit der Gründung des Verbandes Deutscher Studentenschaften hinter uns: Köln—Berlin—München—Hamburg. Markante Städtenamen bezeichnen einen Weg, aber kein Ziel. Wer Teilnehmer dieser Studententage war, verantwortlicher Beteiligter, nicht nur erlebnisreicher Gast deutschen Großstadtlebens, wird sich Gedanken machen müssen, worin der Sinn dieser Demonstrationen deutscher Studenten besteht. Der Gast jener Tage mag sich mit der frohen Erinnerung zufrieden geben — der Beteiligte hat seine Teilnahme vor Gewissen und Verantwortungsgefühl zu rechtfertigen!

München 1954 war ein Studententag der geistigen Elite Deutschlands, einer Elite die ihren akademischen Ursprung wahrlich in der überragenden Form ihres Vortrags gerecht wurde. Damals war Besinnung und Bekenntnis zur Verantwortung der Studenten gegenüber Volk und Staat Inhalt der Tage. Die Besinnung wurde uns durch die Referate von Hermann Heimpel, Romano Guardini, des greisen Zwiedineck-Stüdenhorst, des Publizisten Walter Dirks und des Soziologen Max Horkheimer nahegebracht — das Bekenntnis konnte man in der Anwesenheit von nahezu 2000 Studenten aus allen deutschen Universitäten sehen. Es mußte fraglich bleiben, wenn man den kritischen Maßstab der Beteiligung an den Diskussionen anlegen wollte, oder wenn man über die Demonstration eines vielstimmigen „Ja!“ hinaus an dem innerlichen Verantwortungsgefühl der Teilnehmer und all derer, die von den Teilnehmern vertreten werden sollten, auch nur im entferntesten zu zweifeln wagte.

Hamburg 1956 war ein Bemühen der Verantwortlichen, das schlafende Gewissen des deutschen Volkes wachzurütteln aus der eisigen Lethargie gegenüber dem akademischen Nachwuchs, dessen Forderungen nach einem billigen Existenzminimum, nach einer der Aufgabe gerecht werdenden Förderung mitten im deutschen Wirtschaftswunder nur Resignation und Ausflüchte erfährt. Mehr war und mehr konnte Hamburg nicht sein — denn es fehlten jenem 4. Deutschen Studententag zwei ganz wesentliche Voraussetzungen: Einmal der kämpferische Entschluß der deutschen Studentenschaft, ihren Forderungen den notwendigen Nachdruck zu verleihen, zum anderen aber die Anwesenheit der verantwortlichen Repräsentanten des deutschen Volkes! Die Diskussion in den tristen Hörsälen der Hamburger Universität hatte nicht die lichte Weite der nur halbgefüllten Halle D in Hamburgs Volkspark Planten und Blumen! Sie wurde geführt von der verschwindend kleinen Zahl, die einen Anhauch des Verantwortungsbewußtseins gespürt hatten, der Verantwortung der Studentenschaft gegenüber Volk und Staat, der Verantwortung der Gesellschaft gegenüber der Studentenschaft. Sie wurde getragen von jenen zur Verantwortung Bereit, die sich hier und da aus der Situation der Zeit heraus zusammenfinden, ohne Anruf und ohne Befehl. Aber sie blieben ohne Widerhall, denn sie waren unter sich, ohne Adressat, ohne Anerkennung, ohne Versprechen auf die Zukunft! Ihre Einheit im Grundsätzlichen zersplitterte in der Differenzierung aller Standpunkte, die von außen in die Diskussion hineingetragen wurden. Das Ergebnis war eine Feststellung, keine Anklage — eine Feststellung, reif für Akten und die Dämmerung politischer Randnotizen!

Kann das der Sinn und der Zweck eines Studententags sein, eines Studententags, der Tausende von Deutschen Marktstücken aus staatlichen und wirtschaftlichen Quellen verschlingt?

Nein — es gilt mit Vorstellungen solcher Art aufzuräumen! Hinweg mit den Vergnügungsfahrten, dem billigen Gastspiel in Deutschlands Großstädten!

Ein Studententag soll eine Auswahl der zur Verantwortung und zur Mitarbeit Bereit versammeln, soll den längst bekannten grundsätzlichen Forderungen der Studentenschaft Nachdruck verleihen in einer geschlossenen, arbeitswilligen Demonstration. Nicht im Vergnügen, im Erlebnis und im Zuhören liegt der Wert eines Studententags — sondern in der Arbeit unter der Last der Verantwortung, im zielbewußten Vortragen unserer Forderungen hinein in die verantwortlichen Gremien unserer Demokratie. Das vieltausendstimmige Ja, das mit der gesenkten Stimme der eigenen Schwachheit auf ein noch so gutwillig gegebenes Referat ertönt, wird in den Vorzimmern ersticken.

Der Unsinn solcher Studententage liegt im Glauben an die Masse: Die Masse ist ein Instrument der Polemiker, der Diktatoren. Nie wird es eine Massenbewegung innerhalb der Studentenschaft geben, die nicht durch Polemik geschaffen wird. Viel zu kurz ist jener Zeitraum, viel zu belastet mit eigenen höchstpersönlichen Sorgen und Nöten, den wir als Glieder der Studentenschaft erfahren. Die Kontinuität dieser Masse von 140000 Jugendlichen ist wankend, nur getragen von den wenigen, die ein, zwei oder höchstens drei Jahre an der Spitze einer von geringen Mitteln getragenen Selbstverwaltung stehen. Es mangelt, situationsgegeben, an der Stoßkraft und der Unermüdlichkeit. Und wir täuschen uns selbst über diese Tatsache, wenn wir an den Wert der Studententage bisheriger Praxis glauben.

Wenn wir erneut zur Planung schreiten, müssen wir aus dem Ergebnis vorangegangener Studententage, und ganz besonders jenes letzten vom Mai 1956 in Hamburg lernen.

Es kann dann nicht mehr Sinn eines solchen Tages sein, eine Masse billig reisender Studenten zu versammeln. Der Verband Deutscher Studentenschaften sollte eine Vorauswahl wirklicher Interessierter und zur Mitarbeit Bereiter treffen. Das heißt nicht, daß nur die heute bereits in der Selbstverwaltung Tätigen die Qualifikation für einen Studententag besitzen, oder darüber hinaus die sogenannten „Jugendfunktionäre“, „Berufsjugendlichen“ — im Gegenteil. Aber eine Persönlichkeitsauswahl muß stattfinden. Fünfhundert ausgewählte, verantwortungsbewußte und mit dem Thema des Studententags aus längerer Erfahrung vertraute Studenten lassen sich besser und erfolgreicher mit den Persönlich-

## Mitbestimmung der Studenten im Senat

In der letzten Ausgabe des DISKUS veröffentlichten wir die von der 32. Ordentlichen Delegiertenkonferenz einstimmig beschlossene Arbeitsgrundlage für ein Hochschulreformprogramm. Der folgende Artikel eines Mitglieds des hochschul- und sozialpolitischen Ausschusses des VDS stellt eine in Inhalt und Form außergewöhnliche Meinung dar. Wir werden Gelegenheit nehmen in unseren nächsten Ausgaben andere Zuschriften zu veröffentlichen. Das folgende ist als Diskussionsgrundlage gedacht.

Hochschulfragen sind nicht Fragen der Professoren allein. Sie sind es genauso wenig, wie die Meinung eines Rektors die Meinung seiner Hochschule ist. Wäre dies der Fall, brauchten die Hochschulen keine Senate, und es gäbe keinen demokratischen Aufbau der deutschen Universitäten. Die deutsche Universität wurzelt in dem Gedanken, daß sie eine Einheit in Freiheit ist. Die Einheit der Lehrenden und Lernenden. Die Forderung nach der Freiheit der Universität ist so alt, wie die Forderung der Freiheit der Wissenschaft. Im Geiste dieser Forderung sind die deutschen Universitäten erwachsen und diese Forderung hat sich über die Jahrhunderte erhalten. Die Freiheit der Universitäten kann nur erhalten bleiben, so lange die Universität nach außen und innen die so oft gepredigte Einheit der Lehrenden und Lernenden wahrhaft darstellt. Diese Einheit kann nur in der gemeinsamen Verantwortung aller Mitglieder der Universität zum Ausdruck kommen!

Demnach müssen auch alle Konsequenzen dieser Einheit verwirklicht werden. Man kann nicht die Freiheit der Entscheidung für sich in Anspruch nehmen, aber sie anderen beschneiden wollen! Unter diesem Aspekt muß die Ablehnung der Mitsprache der Studentenschaft bei Berufungen gesehen werden. Glaubt man, oftmals Entscheidungen in diesen Fragen zu fällen, die in erster Linie gegen die Studenten gerichtet sind, oder ist die Berufung ein Stellungshandel, der es scheuen muß, einen Teil der in Immatrikulationsthesen vielbesprochenen Einheit von Lehrenden und Lernenden von diesen Fragen auszuschalten? Scheut man das kritische Urteil der Studenten? Oder was ist es, das selbst Vertretern der Hochschulreform aus Professorenkreisen bei der Diskussion dieser Frage so sehr gegen das Mitsprache- und Mitentscheidungsrecht der Studenten in Harnisch bringt? Ihr Hauptargument ist, daß der Student nicht in der Lage sei, eine wissenschaftlich fundierte Entscheidung über den zu Berufenden zu fällen! Man glaubt, mit dieser Behauptung ein ausreichendes Argument gegen die studentische Mitsprache gefunden zu haben. Man vergißt aber dabei nur, daß dieses Urteil bei der heutigen Spezialisierung der Wissenschaftsgebiete auch gegen die Vertreter anderer Fachrichtungen auf der Professoreseite gilt! Die Volkswirte, Chemiker, Mediziner oder Theologen verstehen von dem jeweiligen Fachgebiet der anderen Kollegen kaum viel mehr als die Studenten.

Wenn schon mit dem wissenschaftlichen Ungenügen der Studenten in der Berufsfrage gegen ihre Mitwirkung argumentiert wird, so bleibt doch noch die Entscheidung über die menschliche und politische Haltung des zu Berufenden. In der Urteilsfähigkeit hierüber kann man den Studenten dem Professor gleichstellen. (Unter politischer Haltung ist nicht die Parteizugehörigkeit oder Parteipolitik gemeint!)

Es widerspricht dem demokratischen Gedanken an der Bildungsstätte der künftigen geistigen Elite eines Volkes, patriarchalische Verhältnisse aufrechtzuerhalten, die einen Teil von der Entscheidung ausschließen. Vom Studenten wird verlangt, daß er im Bereich des Staates durch die Abgabe seiner Stimme politische Entscheidungen fällt. Er muß, wenn das Vaterland ihn ruft, bereit sein, sein Leben einzusetzen. Trotzdem wird von ihm verlangt, daß er auf dem Sektor seiner Fortbildung auf Teile seines Mitbestimmungsrechtes verzichtet. Dieser Verzicht wäre nur tragbar, wenn die Gegner eines Mitbestimmungsrechtes der Studenten an der Universität mit ruhigem Gewissen für sich in Anspruch nehmen könnten, menschliche und politische Entscheidungen nach bestem Wissen und Gewissen zu fällen. Daß dies nicht immer der Fall ist, haben viele Professoren in ihrer akademischen und politischen Haltung in den letzten 50 Jahren bewiesen. Um so mehr bringt die Studentenschaft Hochachtung all jenen Professoren entgegen, für die das Versagen der deutschen Akademikerschaft nicht gilt. Die Verantwortung für die Universität, für ihre Aufgaben und ihre Entwicklung trägt nicht die Professorenschaft allein, sondern sie wird in starkem Maße von der Studentenschaft mitgetragen. Wäre dies nicht der Fall, so brauchte

keiten des öffentlichen Lebens konfrontieren, die zu einem solchen Studententag geladen, eventuell öffentlich geladen werden müssen. Die Studentenschaft sollte dabei ihrerseits ruhig auch auf erfahrene und bewährte Mitarbeiter zurückgreifen, die heute bereits im Berufsleben stehen, ihre Interessen an der Sache aber erhalten haben.

Die Vorbereitung eines solchen Studententags wird gewiß mehr Mühen und vielleicht auch mehr Kosten verursachen, als die des Hamburgers vom Jahre 1956. Der Erfolg wird aber auch ein größerer sein. Und dann lohnt sich die Arbeit. Diese Überlegungen gehören an den Anfang einer Vorbereitung, die möglichst morgen schon beginnen muß. Warum sollte sie nicht einem Gremium bewährter Persönlichkeiten übertragen werden, das Gewähr für eine tatkräftige und sichere Vorbereitung bietet? Wir haben Gremien in sehr großer Anzahl — eines mehr für den besten Zweck, den es heute gibt, kann nicht schaden.

Ottobert L. Brintzinger

man keine Hochschulreform, und es hätte keinen gemeinsamen Kampf um die Freiheit der deutschen Universitäten gegeben.

Daß das Wirken von studentischen Vertretern in Fakultäten und Senat nicht von negativen Einfluß auf beide Gremien ist, zeigt die Arbeit im Senat und den Fakultäten der Freien Universität Berlin. Die Mitwirkung der Studenten an dieser Universität wird von den Professoren positiv empfunden. Dies um so mehr, da oft durch die Fragestellung der studentischen Vertreter das wissenschaftliche Denken der Professoren auf Probleme hingewiesen wird, die sie in ihrer oft theoretischen Betrachtungsweise außer acht lassen. Der Erfolg der Freien Universität beweist deutlicher als jede Diskussion über die Hochschulreform, daß alle Angelegenheiten der Universität direkte oder indirekte Wirkungen auf die Studentenschaft haben, und auch Angelegenheit oder Belang der Studenten sind! Dies gilt aber nicht nur für Berlin, sondern für alle Universitäten.

Die Berufung der Professoren, die Wahl eines Rektors oder Dekans, die Universitätsordnung, die Erweiterung der Universität, die Errichtung eines neuen Lehrstuhles, die Disziplinarordnung der Studentenschaft und die Abstimmung des Seminar-, Vorlesungs- und Übungsbetriebes haben ihre Wirkungen nicht nur auf die Interessen der Professoren, sondern auch auf die Interessen der Studenten. Sie sind Angelegenheit der Gesamtuniversität, das heißt: der „Einheit von Lehrenden und Lernenden“. Genau so wie die Professoren das Recht für sich in Anspruch nehmen, für die Universität entscheiden zu müssen, genau so können es die Studenten. Wobei sie noch nicht einmal eine Vertretung in Senat und Fakultäten nach dem Verhältnissystem fordern, sondern nur die Vertretung durch Sprecher, die zahlenmäßig den Vertretern des Lehrkörpers in den Universitätsgremien unterlegen sind.

Man soll sich endlich von der Vorstellung lösen, daß die Universität eine Schule für Minderjährige sei, in der die Lehrer die einzig Erleuchteten sind, über das Wohl und Wehe der Schüler zu entscheiden.

Bürger einer Universität sind Professoren und Studenten. Bürger haben die gleichen Rechte und Pflichten bei der Gestaltung und Erhaltung ihres Staates. Diesen Rechten und Pflichten kann sich keiner entziehen und sie dürfen keinem genommen werden. Das gilt auch für die Universität, die von sich behauptet, eine Gemeinschaft akademischer Bürger zu sein!

Klaus Kundt

\*

### Hochschulnachrichten aus Frankfurt

Rektor und Senat der Johann Wolfgang Goethe-Universität erfüllen die traurige Pflicht, davon Kenntnis zu geben, daß der em. ordentliche Professor für Geologie und Paläontologie Herr Dr. phil. Rudolf Richter am 5. Januar 1957 im 76. Lebensjahr verstorben ist.

Zu den in der Presse in einer Einzeldarstellung mitgeteilten Befürchtungen, daß durch Kürzung der Etatmittel der Auf- und Ausbau der Johann Wolfgang Goethe-Universität und damit ihre weitere Entwicklung gefährdet sei, wird von der Pressestelle des Rektorats mitgeteilt, daß es in gemeinsamen Bemühungen von Stadt und Land gelungen ist, sicherzustellen, daß die Bauarbeiten im kommenden Jahr fortgeführt werden. DISKUS

Am 19. Dezember 1956 beging Dr. Matthias Gelzer, emeritierter ordentlicher Professor der Alten Geschichte an der Universität Frankfurt, in unserer Stadt seinen 70. Geburtstag. Professor Gelzer ist Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Akademien des In- und Auslandes und genießt in der internationalen Gelehrtenwelt das höchste Ansehen. Neben seiner Tätigkeit als Forscher und akademischer Lehrer hat er seine Kräfte stets freudig in den Dienst praktischer Aufgaben gestellt. Seit langen Jahren und noch heute hat er in den Organisationen der evangelischen Kirche unserer Stadt und des Landes Hessen mitgewirkt. DISKUS

Das Faschingsfest der Frankfurter Studenten „Quartier Latin“, wird, wie wir soeben vom ASTA erfahren, auch in diesem Semester veranstaltet. Als voraussichtlicher Termin wurde Freitag/Samstag, 22. und 23. Februar in Aussicht genommen. DISKUS

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

# STAHLROHR-GERÜSTBAU BACHMANN & CO.

Praunheimer Landstraße 80

Frankfurt am Main

Telefon 77 43 81

Erstellung von Stahlrohr-Gerüsten für Neu- und Umbauten, Tribünen und allen sonstigen Zwecken

# Hochschulnachrichten

## Evangelische Studentengemeinde

### Gottesdienste

Jeden Sonntag, 10 Uhr, Kapelle des Studentenhauses.

### Hochschulabende

Mi., 16. 1., 19.15 Uhr, Hörsaal „H“ der Universität: Dekan A. von Mutius, Bonn: „Die Kirche und die Unordnung in der Völkerwelt“.  
Mi., 23. 1., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Studentenpfarrer Dr. W. Böhme: „Die erste Frau“, (1. Mose 2, 18—25).  
Mi., 30. 1., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Studentenpfarrer Dr. W. Böhme: „Die erste Sünde“, (1. Mose 3, 1—6).  
Mi., 6. 2., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Studentenpfarrer Dr. W. Böhme: „Die Strafe“, (1. Mose 3, 7—19).

### Sonstige Veranstaltungen

Mo., 14. 1., 28. 1., 11. 2., jeweils 19.15 Uhr, Kleiner Klubraum des Studentenhauses: Seminar des Studentenpfarrers: „Die Lehre der evangelischen Kirche nach der Augsburger Konfession“.  
Do., 17. 1., 19.15 Uhr, Großer Klubraum des Studentenhauses: Gesellschaftsabend für Ausländer.  
Di., 22. 1., 19.30 Uhr, Kleiner Klubraum des Studentenhauses: Ev.-kath. Arbeitsgemeinschaft: „Was tut die evangelische Christenheit für die Einheit der Kirche?“  
Sa./So., 26./27. 1., Evangelische Akademie Arnoldshain: Studientagung: „Der Begriff der guten Sitten“.

(Anmeldungen im Sekretariat, Zimmer 32, des Studentenhauses).

## Katholische Studentengemeinde

### Gottesdienste

Sonntags, 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.  
Dienstags, 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.  
Mittwochs, 7.00 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektorskapelle des Städtischen Krankenhauses.  
Donnerstags, 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses.  
Freitags, 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

### Abendveranstaltungen

Mittwoch, 16. 1., 20.00 Uhr, Mediziner-Kreis im Kleinen Klubraum des Studentenhauses: „Möglichkeiten der Sexualtherapie“.  
Montag, 21. 1., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhauses: „Kafka als religiöser Humorist“, Lothar Schäfer, Freiburg.  
Dienstag, 22. 1., 19.30 Uhr, Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft im Kleinen Klubraum des Studentenhauses: „Was tut die Evangelische Kirche für die Einheit der Christen“, Leitung: die Studentenpfarrer.  
Mittwoch, 23. 1., 20.00 Uhr, Ausländerabend im Kleinen Klubraum des Studentenhauses.  
Freitag, 25. 1., 20.00 Uhr, Biblische Arbeitsgemeinschaft im Arbeitsraum des Studentenhauses.  
Montag, 4. 2., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhauses: „Entmythologisierung“.  
Mittwoch, 6. 2., 20.00 Uhr, Mediziner-Kreis im Kleinen Klubraum des Studentenhauses: „Geburtenregelung“.  
Freitag, 8. 2., 20.00 Uhr, Biblische Arbeitsgemeinschaft im Arbeitsraum des Studentenhauses.

Montag, 11. 2., 20.00 Uhr, Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität: „Der Westen ist besser als sein Ruf — der Mythos vom korrupten Westen“, Dr. Mario von Galli, Zürich.

### Wochenendtagungen

Sa./So., 26./27. 1., für Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler: „Die Situation der Familie“, Dr. Jakob David, Zürich.  
Sa./So., 2./3. 2., für Naturwissenschaftler: „Das naturwissenschaftliche Denken“, Prof. Dr. Heimo Dolch, Paderborn (angefragt).  
Sa./So., 9./10. 2., für Philologen: „Die Krise des Neuhumanismus“, Prof. Dr. Johannes Hirschberger, Frankfurt.  
Die Wochenendtagungen finden, wenn nicht anders bekanntgegeben, im Haus der katholischen Jugend, Oberreifenberg/Ts., statt.

### Sonderveranstaltung

Tag der KSG, Sonntag, den 20. Januar:  
8.30 Uhr, Aula der Universität: **Festgottesdienst**. Im Anschluß an den Gottesdienst Gelegenheit zum Frühstück in der Mensa des Studentenhauses.  
11.00 Uhr, Hörsaal H der Universität: **Festakademie**, Dr. Mario von Galli, Zürich: „Unser verändertes Leben vor dem Anruf Gottes — Christliche Askese im Alltag“.  
18.00 Uhr: im Casino des Römers: **Gesellschaftsabend**, Karten zu 3,— DM im Sekretariat oder an der Abendkasse.



Die Spitzen der Selbstverwaltung (von links): Gunther Kurtz, Friedrich Richter, Uwe Lorenzen, Klaus Scheunemann.

## Der DISKUS stellt vor:

# Die Spitzen der Frankfurter Selbstverwaltung

Frankfurts Studenten haben wieder eine gültig gewählte Vertretung. Seit wenigen Wochen ist die neue Selbstverwaltung im Amt, der geschäftsführende AStA abgetreten. Ein Nachruf sei erspart; er war unpopulär, da er nicht gewählt — sondern eingesetzt worden ist.

Die neuen durchweg jungen Vertreter sehen einer nicht leicht zu bewältigenden Aufgabe entgegen. Parlament und AStA haben kaum brauchbare Anknüpfungspunkte für ihre künftige Arbeit. Beide Institutionen haben in den letzten Semestern immer mehr an Wirksamkeit in der Vertretung studentischer Interessen verloren. Fehlende Initiative, Unvermögen und nicht zuletzt einseitig ausgerichtete Zusammensetzung als Folge mangelnden Interesses der Studentenschaft bedeuten Vorwurf und Entschuldigung zugleich. Nunmehr gilt es, brauchbare Reste aus der Vergangenheit zu sammeln und neuen Impulsen Kraft zu verleihen. Es bietet sich somit als positives Resümee die einmalige Chance einer Erneuerung. Möge man sich also nicht mit Neuerungen zufrieden geben.

Die Redaktion des DISKUS hat den Präsidenten des Studentenparlaments und die Vorsitzenden des Allgemeinen Studentenausschusses gebeten, in gebotener Kürze ihr Programm bekanntzugeben.

Parlamentspräsident: **Friedrich Richter**, 22 Jahre alt, geboren in Teplitz-Schönau, 4. Sem. Wiso: „Ich möchte, daß das Parlament ein Arbeitsteam wird. Der „Fraktionsgedanke“ hat nur Gültigkeit, wenn er sich, dem Willen des Wählers gemäß, innerhalb der Fachschaften niederschlägt. Ich begrüße die Zusammensetzung dieses Parlaments ganz besonders, weil es numerisch etwa dem Verhältnis der sogenannten freien Studenten zu den politisch oder korporativ zusammengeschlossenen Gruppen entspricht. — Ein besonderes Anliegen ist mir die Schaffung guter Kontakte zu den Behörden der Universität.“

Der erste Vorsitzende des AStA, **Gunther Kurtz**, 23 Jahre alt, studiert Wirtschaftswissenschaften und ist vielen Kommilitonen als verantwortlicher Leiter der erfolgreich verlaufenen Hilfsaktion für Ungarn bekannt. Sein Hauptanliegen als AStA-

Chef ist die „Stärkung der Selbstverwaltung durch verantwortliche Mitarbeit der Studenten in allen Angelegenheiten der Universität“. Er will sich daher insbesondere um eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Rektor und Senat und um ein enges persönliches Verhältnis zur Studentenschaft bemühen. Er glaubt, dies durch bessere Informationen über Anliegen und Arbeit des AStA zu erreichen. Ein weiterer Versuch ist die Einrichtung persönlicher Sprechstunden aller AStA-Vorsitzenden und Referenten. Gunther Kurtz war ein Jahr Austauschstudent in den Staaten. Daher sein Hobby, im „Internationalen Treffpunkt“ eine der Selbstverwaltung verbundene, regelmäßige, aber zwanglose Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit allen ausländischen Studenten unserer Universität zu schaffen. Sein Wunsch: dem amerikanischen Vorbild des zwanglosen, persönlichen Meinungsaustausches zwischen Dozenten und Studenten näherzukommen.

Der zweite Vorsitzende, **Klaus Scheunemann**, wird in Kürze 21 Jahre alt. Er studiert im 4. Semester Philologie (Geschichte und Anglistik) und war ebenfalls ein Jahr in Amerika, allerdings im Rahmen eines Schüleraustauschprogramms. Nach seinem besonderen Anliegen gefragt, erfahren wir: „Die Studenten als geistig besonders rege Gruppe haben die Pflicht, als politisches Gewissen eines Volkes aufzutreten. Daraus leitet sich eine aktive Teilnahme aller Studenten am politischen Leben ab. Daß dies nicht parteipolitisch aufzufassen ist, sollte selbstverständlich sein. Aus staatsbürgerlicher Verantwortung heraus halte ich eine Stellungnahme der Studenten in der Öffentlichkeit zu allen sie unmittelbar oder mittelbar betreffenden Fragen für wünschenswert.“ Seine sonstigen Ziele decken sich mit den Ausführungen des ersten Vorsitzenden.

**Uwe Lorenzen**, mit 20 Jahren der Benjamin des AStA, möchte über seine Tätigkeit als dritter Vorsitzender nichts Genaueres sagen. Er sieht seine Aufgabe in der Bemühung um alle sich aus dem sozialen Anliegen der deutschen Studenten ergebenden Fragen. Besonders wichtig erscheinen ihm die Aufgaben, die sich aus dem „Honner Modell“ und den Forderungen nach einer Hochschulreform ergeben. Peter Thomas

## CHEMISCHE REINIGUNG

**MÄNTEL-SONDERPREISE!**  
FÄRBEREI 27. Dez. — 9. Febr.  
**GEORG KLEIN** Chem. Reinigung  
Annahme in allen Läden · Tel. 62251/62252

nur 5,90 DM

Ausgenommen Leder-, Plüsch-, Pelz- und pelzgefütterte Mäntel

In meinen Läden erhalten Sie bereitwilligst Auskunft!

## VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

### Neue Mitglieder:

Prof. Dr. h. c. Fr. Richter, Frankfurt a. M.-Höchst, Brüningstr. 37

### Firmen:

Buchhandlung Johannes Alt, Frankfurt a. M.-Süd, Gartenstr. 134

Sehr geehrtes Mitglied!

Die „NEUE BÜHNE“ an der Johann Wolfgang Goethe-Universität gibt von folgenden Vorstellungen Kenntnis:

Uraufführung

## Hochwasser

Ein Stück in zwei Akten von Günter Grass

Premiere: 20. 1. 1957; weitere Vorstellungen: 21. 1., 25. 1., 26. 1., 2. 2., 3. 2. und 4. 2. 1957, jeweils um 20.15 Uhr im Festsaal des Studentenhauses, Frankfurt am Main, Jügelstraße 1.

Außer zur Premiere am 20. 1. 1957 werden zu allen Vorstellungen gegen Vorlage der gesondert übersandten Einladung an der Abendkasse 2 Freikarten ausgegeben.

Mit besten Wünschen zum neuen Jahr

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.

## Orient-Institut Frankfurt am Main

26. Januar 1957

### „Dokumentarfilm der Tibet-Expedition“

mit einleitenden Worten von Herrn Dr. B. Beger

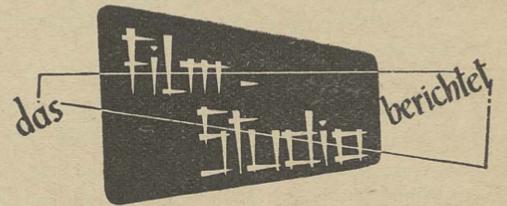
16. Februar 1957

Herr Professor Dr. Dr. G. Mensching:

### „Tradition und Neuschöpfung in der Religionswelt“

um 18.00 Uhr im Hörsaal des Senckenberg-Museums

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.



Dienstag, den 22. Januar 20.00 Uhr  
Vortrag von Herbert Hegedo über: **Film-land Japan**

Mittwoch, den 23. Januar 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr  
Donnerstag, den 24. Januar **Remontons les Champs Elysées** (Straße der Liebe) Sacha Guitry, 1938

Dienstag, den 5. Februar 20.00 Uhr  
Vortrag von Dr. K. J. Fischer: **Mexiko — Konkurrenz für Hollywood**

Mittwoch, den 6. Februar 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr  
Donnerstag, den 7. Februar **Goldhelm** (Casque d'Or) Jacques Becker, 1951

Dienstag, den 12. Februar 20.00 Uhr  
Vortrag von N. N.: **Filmkunst in China**

Mittwoch, den 13. Februar 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr  
Donnerstag, den 14. Februar **Le jour se lève** (Der Tag bricht an) Originalfassung mit Untertiteln Marcel Carné, 1939

?? Wußten Sie schon... ??  
daß auch Sie als Student die Gelegenheit haben,

## Rundfunk- und Elektrogeräte

durch Ihren AStA verbilligt zu erhalten?

Anfragen und Bestellungen beim AStA, Studentenheim der Universität, Zimmer 15

## Die Buchhandlung für den Mediziner

# JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10  
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134 Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinik

# Geprüfter Schnelldienst

Der DISKUS berichtet im folgenden über die Ereignisse, die zu der Behandlung des Tagesordnungspunktes „Studentischer Schnelldienst“ in der kommenden Sitzung des Senats der Johann Wolfgang Goethe-Universität geführt haben. Der Bericht stützt sich auf Unterlagen, die der Rektor der Universität, Prof. Coing, der Redaktion des DISKUS freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, und auf Aussagen der Geschäftsführung des Studentischen Schnelldienstes. Wir glauben, durch eine sachliche Berichterstattung herrschende Mißverständnisse aufzuklären und so zu einer befriedigenden Lösung beizutragen.

16. 8. 1956. Der Geschäftsführer des Studentischen Schnelldienstes, Ernst Werner berichtet in einem Schreiben an den Rat des StSD über angebliche Unregelmäßigkeiten in der Kassenführung des Schnelldienstes. Es ist darin die Rede von „fahrlässigen Falschbuchungen“ seitens des Kassenbeauftragten. Am gleichen Tage ordnet der Vertreter des Rektors im studentischen Schnelldienst, Prof. Hagenmüller, auf Anregung des Geschäftsführers die sofortige Sicherstellung sämtlicher Kassenunterlagen und deren Hinterlegung im Studentenwerk an. Zu diesem Zeitpunkt ist das Hauptjournal nicht auffindbar. Gleichzeitig bittet der Geschäftsführer des StSD um eine Prüfung der Kasse.

Vorausgegangen war allerdings schon am 16. 7. 1956 die Bitte Prof. Hagenmüllers im Auftrag des Rates des Studentischen Schnelldienstes zur turnusmäßigen Überprüfung des Kassenwesens für das Geschäftsjahr 1955. Durch Schreiben vom 1. 8. 1956 beauftragte Se. Magnifizienz Herrn Dr. Moxter (Seminar für Industriewirtschaft) mit der Prüfung des Geschäftsjahres 1955.

Am 21. 8. 1956 berichtet der Vorsitzende in einem Schreiben an den Rat des Schnelldienstes von der Auffindung des Hauptjournals. Das Journal war, laut Schreiben, in einem Schreibtisch versteckt aufgefunden worden. Da die Dienststunden des Studentenwerks bereits beendet waren, wurde es, nach Angaben des Geschäftsführers, von ihm selbst unter Zeugen versiegelt in einem Schrank bis zum nächsten Tag aufbewahrt. Dort allerdings wurde das Paket unter Anwesenheit eines Zeugen von dem Kassenwart geöffnet und ein, als „Fragment“ bezeichnetes, Kassenbuch entnommen.

24. 9. 1956. Se. Magnifizienz ordnete nach Kenntnis dieser Vorgänge eine Kassenprüfung „bis zum Stand des heutigen Tages an“.

Am 29. 10. 1956 war die Überprüfung des Kassenwesens abgeschlossen. Der Prüfungsbericht wurde Sr. Magnifizienz zur Einsicht übersandt. Hier ein Auszug aus den Beanstandungen des Prüfungsergebnis:

- Portogeldeinnahmen werden nicht nachgewiesen.
- Das Quittungsbuch der Vermittlungserträge erfüllt nicht die an ein Kassenbuch zu stellenden Anforderungen da keine Gewähr dafür gegeben ist, daß alle Abrechnungen überhaupt, mit dem richtigen Betrage nachgewiesen werden, daß es mit anderen Worten sämtliche von den Studenten abgeführten Beträge einhält und da häufig eingetragene Beträge ohne Angabe der Begründung wieder aus dem Kassenbuch gestrichen werden.
- In der sogenannten Hinterlegungskasse sind die in einer Anlage aufgeführten von den Studenten nachweisbar an den Studentischen Schnelldienst abgeführten Beträge (23,80 DM; Die Red.) auch vom Kassenwart selbst in den entsprechenden Abrechnungseinnahmen nicht aufzufinden.
- Die einzelnen Blätter im Kassenbuch sind nicht nummeriert, im Februar 1955 ist offenbar ein Blatt herausgerissen worden. Bei dem Kassenbuch ab 1. 4. 1955 handelt es sich offenbar um eine Abschrift, denn am vorherigen Kassenbuch sind die entsprechenden Seiten teils zugeklebt, teils herausgerissen worden. In den noch vorhandenen zusammengeklebten, von mir (dem Prüfer, Die Red.) geöffneten Seiten finden sich im Dezember, insbesondere hinsichtlich des Kassenbestandes, Abweichungen gegenüber dem jetzt vorhandenen Buch (der Abschrift) deren Zustandekommen jedoch wegen der zwischen

April und Dezember fehlenden (herausgerissenen) Blätter nicht nachgeprüft werden kann.

Neben diesen internen Mißverhältnissen kamen zur selben Zeit Beschwerden über ein damaliges Mitglied der Geschäftsführung aus dem Kreis der Arbeitgeber. Nach Feststellungen Sr. Magnifizienz war jedoch ein „größerer Personenkreis in diese Angelegenheit verwickelt“.

9. 11. 1956. Sitzung des Akademischen Senats im Dienstzimmer des Rektors. Der Rektor berichtet über die bei der Prüfung des Kassenwesens des Schnelldienstes festgestellten „sehr beunruhigenden Mängel in der Geschäftsführung, und schlägt vor, eine Kommission einzusetzen“. Diese Kommission soll Vorschläge für eine Neuordnung des Studentischen Schnelldienstes unterbreiten. Sie ist paritätisch zusammengesetzt und besteht aus den Mitgliedern: Prof. Schiedermeier, Prof. Hagenmüller, stud. iur. Hermann Schmitt und stud. iur. Axel Rohrbeck (Mitglied des Rates des StSD).

Es fand eine Zusammenkunft statt, am 19. 12. 1956. Laut einer schriftlichen Mitteilung von Prof. Hagenmüller vom

**LICHTPAUSEN**  
schnell, preiswert,  
erstklassig.  
Botendienst - - -

Sie **Photocopie**  
Gesellschaft  
WESTENDSTR. 47, Tel. 775441

21. 12. 1956 an Se. Magnifizienz konnte in dieser Sitzung keine Einigung über das künftige Schicksal des Schnelldienstes erzielt werden. Die Meinungen der Studenten standen im Gegensatz zu der Auffassung der anwesenden Dozenten. Daher wurden Sr. Magnifizienz in einer Anlage zu diesem Schreiben zwei Vorschläge unterbreitet:

#### Vorschlag I:

- Der Studentische Schnelldienst soll in das Studentenwerk überführt werden.
- Der StSD bildet dort eine eigene Kostenstelle.
- Die Dienststellen des StSD werden weiterhin mit Studenten besetzt.
- Die Kasse und die Buchhaltung des StSD sind ganz in das Studentenwerk zu überführen.
- Zwei von den arbeitssuchenden Studenten gewählte Vertreter werden in den geschäftsführenden Vorstand des Studentenwerks aufgenommen. Ihr Aufgabenbereich erstreckt sich nur auf die Angelegenheiten des StSD.

#### Vorschlag II:

- Der StSD behält seine eigene Rechtspersönlichkeit bei.
- Der StSD erhält die Rechtsform eines eingetragenen Vereins.
- Die Kasse und die Buchhaltung werden in das Studentenwerk überführt.
- Alle sonstigen Organe und Funktionen des StSD behält dieser bei.
- Die bisherige Satzung ist den Erfordernissen eines e. V. entsprechend umzuarbeiten.

Das Studentenparlament befaßte sich in seiner turnusmäßigen Sitzung am 9. 1. 1957 mit diesen Vorkommnissen und Entwürfen. Es kam zu folgendem Ergebnis:

Das Studentenparlament verfaßte eine Erklärung, in der „gewisse Praktiken“ des StSD heftige Kritik erfahren. Es setzt sich jedoch nachdrücklich für eine Beibehaltung der Arbeitsvermittlungsstelle ein. (Das Parlament war damals, genau wie viele Kommilitonen in dem Irrtum verhaftet, der Rektor betreibe die Auflösung des StSD. Die Red.)

Eine Abstimmung ergab Einstimmigkeit für den Entwurf II.

Am 10. 1. 1957 kam ein gefordertes Gutachten über die Rechtsgrundlage des Schnelldienstes in die Hände Sr. Magnifizienz. Es geht daraus hervor, daß laut Erlaß des Präsidenten des Landesarbeitsamtes Hessen vom 28. 8. 1948 die „nicht übertragbare Genehmigung zur nicht gewerbsmäßigen Vermittlung . . . für Studierende . . . an das Studentenwerk Frankfurt gerichtet ist“. Weiterhin heißt es: „Die Geschäftsführung des Stellennachweises wird von Herrn Dr. Stakelbeck (dem damaligen Geschäftsführer des Studentenwerks e. V. Die Red.) wahrgenommen.“

Aus dieser Formulierung geht, laut Rechtsgutachten, eindeutig hervor, daß die Erlaubnis zum Betrieb einer Stellenvermittlung ausschließlich dem Studentenwerk der

## Am Puls gefühlt

Wir bitten unsere Leser, sich auf Grund des nebenstehenden Artikels „Geprüfter Schnelldienst“, dessen Inhalt bei nahe Wort für Wort durch Protokolle, Briefe, Aktennotizen usw. belegt ist, ein Bild der tatsächlichen Ereignisse der letzten für die Zukunft des Schnelldienstes wichtigen Wochen und Monate zu machen.

Die Gerüchte und Informationen, auf die sich Reporter Frankfurter Lokalzeitungen so hungrig stürzten und die ihren Niederschlag in zahlreichen Artikeln fanden, haben sich großenteils als nicht zutreffend erwiesen. Niemand hat je daran gedacht den Studentischen Schnelldienst aufzulösen, niemand hat die Einrichtung einer studentischen Arbeitsvermittlung als „Makel unserer Universität“ bezeichnet. Die Aussagen gipfelten in der Bemerkung, der Rektor habe weder Verständnis noch Interesse für die sozialen Schwierigkeiten seiner Studenten. Diese Behauptung erschien absurd, und man fragt sich verwundert, wie es möglich ist, daß Zeitungen, die schon seit Wochen die Bemühungen von Magnifizienz Coing in seiner Eigenschaft als Präsident der westdeutschen Rektorenkonferenz um eine bessere Studienförderung und alle damit zusammenhängenden Fragen recht ausführlich publizierten, ihre Spalten diesem Unsinn öffnen. Dabei war die Wahrheit nicht schwer zu erfahren. Ein Anruf hätte genügt.

So bleibt der Verdacht, daß das furore inszeniert war, um dem einen oder anderen Vorschlag der Senatskommission größere Wirksamkeit zu verleihen. Dies allerdings wäre der Gipfel der Dummheit. Denn es ist heute nicht zu übersehen, wie sehr die Affäre dem Ansehen der Studentenschaft in der Öffentlichkeit geschadet hat, um das sich der AstA seit Bestehen der Selbstverwaltung mit wachsendem Erfolg bemüht.

Dieser Lapsus wird Folgen haben. Wieder einmal werden diejenigen betroffen, die an der Entwicklung am unerschuldigsten sind: Die Jobber. Es steht durchaus zu erwarten, daß mancher Frankfurter Arbeitgeber sein Verhältnis zu einer studentischen Arbeitsvermittlung einer Revision unterziehen wird, die vom Rektor der Universität, wegen der zitierten Falschmeldungen öffentlich als „mit Mißständen behaftet“ bezeichnet werden mußte, deswegen mußte, weil die Dementierung von Falschmeldungen ihn dazu zwang.

Aber auch das gute Verhältnis zum Senat der Universität erscheint durch diese Vorgänge gefährdet. Das Odium der Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit in der Vertretung eigener Belange wird das Konto der Selbstverwaltung bei diesem, gern zu Verallgemeinerungen neigenden Gremium belasten.

Uns erscheint es schon aus taktischen Gesichtspunkten zweifelhaft, im Senat einen Kurs zu steuern, der kaum Aussicht auf Erfolg hat. Dadurch vereinigen sich Zukunftsmöglichkeiten in Fragen, bei denen wir einen besseren Rechtsstandpunkt zu vertreten haben. hs

Universität Frankfurt erteilt worden ist. „Diese Tatsache“, so heißt es in dem vorgelegten Rechtsgutachten weiter, „scheint durch die Entwicklung im Studentenwerk, insbesondere durch den Weggang von Dr. Stakelbeck in Vergessenheit geraten zu sein. Nur so ist es zu erklären, daß der Rektor keine Einwendungen gegen eine am 20. 10. 1950 vorgelegte Satzung des Studentischen Schnelldienstes erhob, die diesen als ‚nicht rechtskräftigen Verein‘ konstituierte, dessen Vorstand nicht mehr mit dem Studentenwerk, sondern nur noch mit dem AstA eine Personalunion besaß.“ In allen folgenden angenommenen Satzungsentwürfen und Satzungsänderungen wurde dieser falsche Rechtszustand beibehalten, so daß auch heute noch „diese Satzung insoweit nichtig ist.“

Auf Grund dieser Vorgeschichte, folgert das Gutachten, wird allein der Vorschlag I der Rechtslage gerecht. Der Vorschlag II sei allein aus dem Grund schon verfehlt, da „der Schnelldienst niemals eine eigene Rechtspersönlichkeit besitzen hat und ohne Änderung der Vermittlungserlaubnis auch nicht in die Rechtsform eines e. V. überführt werden kann.“

Der Senat wird in seiner Sitzung am 16. 1. 1957 über das Schicksal des Schnelldienstes beraten. Möge diese Sitzung nicht dazu führen, das von unserer jungen Studentenvertretung aufrichtig gewünschte gute Einvernehmen zwischen der Selbstverwaltung und dem Gremium des Akademischen Senats zu trüben. Hanns Schreiner

## Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)  
Telefon: 93633 u. 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,  
Medizin, Technik,  
Naturwissenschaften

Ebert-Küchenhoff-Meiß

## DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT  
15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe  
für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung  
der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse  
Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum  
Preis von 12,- DM je Lieferung. Das Werk kann nur als  
Gesamtwerk abgegeben werden. Sechs Lieferungen liegen bereits  
vor, die restlichen erscheinen in rascher Folge.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF  
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

## Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

### KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 775589

nens über die Meinungen der Mehrzahl der anderen Menschen hinausführt.

### Repräsentanz der Ergebnisse

Man sagt den Journalisten ja nach, daß sie bereits von der Meinung der Öffentlichkeit reden, wenn sie mit zehn Personen gesprochen haben. Dabei ist es schon etwa einem Arbeitsdirektor unmöglich, mit der Belegschaft eines ganzen Betriebes in Kontakt zu kommen. Aber nirgendwo ist die Versuchung so groß, seine subjektive Perspektive auf die Realität zu projizieren wie in bezug auf die Öffentlichkeit, weil sie ja nicht antworten kann, es sei denn durch den Mund anderer, die sich zu ihren Interpretationen aufwerfen. Jede Aussage über die tatsächliche öffentliche Meinung bleibt aber eine spekulative Annahme, so lange sie nicht auf dem Ergebnis einer empirischen, statistisch gesicherten Erhebung beruht. Darin bestand ja eben die Wendung zur empirischen Sozialforschung, daß man über die Grenzen subjektiven Meinens hinauskommen wollte.

Der Realität, um die es uns geht, der Meinung einer großen Gruppe, bemächtigt man sich ja nun auf die sicherste Weise, indem man alle ihre Mitglieder befragt. Viele Gründe, nicht zuletzt der große Aufwand an Zeit und Geld, machen es aber erforderlich, von einer solchen Vollerhebung zur Befragung einer Stichprobe, und zwar eines Querschnitts der Bevölkerung überzugehen. Damit betreten wir das Gebiet der Statistik, und zwar der Technik zuverlässiger, d.h. für die Gesamtheit repräsentativer Querschnitte, von der wir hier allerdings nur in wenigen Andeutungen handeln können. Es geht hier darum, eine optimale Lösung in der Weise zu finden, daß durch Befragung einer möglichst kleinen Auswahl aus den Mitgliedern der Gesamtgruppe Ergebnisse gewonnen werden, die sich im Rahmen eines gewissen unvermeidlichen aber möglichst kleinen Spielraums der Abweichung, der „Fehlergrenze“, auf die Gesamtheit verallgemeinern lassen. Dabei

kommt es entscheidender als auf die Größe der Stichprobe auf die richtige Auswahl an. Eine Millionenbefragung etwa in der Bundesrepublik „aufs Geratewohl“ könnte völlig falsche Ergebnisse bringen, während die Befragung eines systematisch ausgewählten, repräsentativen Querschnittes in der heute üblichen Größenordnung von etwa 2000 Personen sehr viel zuverlässigere Ergebnisse brächte.

Wird die Umfrage in allen Phasen richtig durchgeführt, so ist die Verlässlichkeit der Ergebnisse schon auf dem gegenwärtigen Stand der Entwicklung sehr befriedigend. Jedes Instrument hat seine Fehlergrenzen. Aber bei der Umfrage sind sie im Vergleich zu allen anderen Gruppenuntersuchungsmethoden sehr klein — und sie können kontrolliert werden. Diese methodische Zuverlässigkeit sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie die ganze Problematik des Verhältnisses empirischer und theoretischer Analyse der Gesellschaft impliziert; davon wird in einem folgenden Beitrag zu sprechen sein.

Mittlerweile hat unser eifriger, vielleicht allzu eifriger Sozialforscher, den wir eingangs betrachteten, sein Interview abgeschlossen, nicht ohne daß er sich für die Mitarbeit des Befragten herzlich bedankt hätte, und sucht nach seinem nächsten Opfer. Wir sehen ihn jetzt mit ein wenig anderen Augen als seine Opfer: Es kann sein, daß er devot ist, seine Hemmungen und inneren Widerstände gegen manipulierten Kontakt auf die zu Befragenden überträgt; vielleicht ist er auch der freudig-geschwätzig verhiinderte Annoncensammler; vielleicht ist er auch, und das sollte er nach einer guten Interviewausbildung geblieben sein, ein normaler Mensch, der wohl weiß, daß das soziologische Interview immer etwas Provokatives behält und der Soziologe daher immer ein wenig outcast bleibt, der aber auch weiß, daß man gesellschaftliche Götzen und Fetische beklopfen und zugleich schon erschüttern kann mit der schlichten und so harmlosen Frage: „Ihre Meinung bitte?“

# Das Interview

von Christoph Oehler

Studenten sind von jeher die Versuchskaninchen der Universitätsinstitute gewesen, die sich mit empirischer Sozialforschung befassen und in deren Rahmen sie sich des Interviews zur Ermittlung der Meinung der Öffentlichkeit bzw. einer Gruppe bedienen. Sie haben daher ein Recht, etwas über den methodischen und soziologischen Sinn dessen zu erfahren, daß ein eifriger und mitunter vielleicht sogar allzu eifriger Sozialforscher sich mit der Bitte an sie wendet: „Haben Sie Zeit, mir ein paar Fragen zu beantworten? Es dauert nur 5 Stunden“.

Die Umfrage hat sich erst in den letzten 20 Jahren aus einem interessanten Spielzeug einiger werbetätiger Zeitungsredaktionen zu der wirkungsvollsten und am meisten gebrauchten Forschungsmethode der Sozialwissenschaften entwickelt. Es ist daher nur verständlich, daß über die methodischen Grundlagen und die Verwendungsmöglichkeiten des Interviews weitgehend Unklarheit herrscht.

Man sollte sich aber von vornherein darüber im klaren sein, daß die Umfragemethode keine eigene Wissenschaft ist und dies zu sein auch niemals beansprucht hat. Sie stellt vielmehr ein methodisch kontrolliertes Informationsinstrument dar, das ganz verschiedenen Wissenschaften dient; neben der Soziologie auch der Psychologie, der Wirtschaft, der amtlichen Statistik und der Politik. Auch innerhalb der Soziologie kann sie den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht werden, so unter anderem auch der Betriebs-, der Stadt- und Agrarsoziologie, der politischen und der Religionssoziologie, der Raumforschung bzw. der Landesplanung, der Sozialhygiene, der Sozialarbeit, der Kriminologie und der Sexualwissenschaft, sie kann dabei auch für die Untersuchung einzelner sozialer Schichten, Gruppen, Institutionen, Normen, Wertsysteme wie für die interethnischen und internationalen Spannungen verwendet werden.

Als soziologisches Interview stellt sie das wichtigste Instrument der empirischen Sozialforschung dar, die sich ihrerseits abgrenzt von der Theorie der Gesellschaft einerseits und der an den Institutionen orientierten Soziologie andererseits, also der soziologischen Analyse „objektiver“ Gebilde, Einrichtungen und Kräfte der Gesellschaft. Das ist aber eine mehr wissenschafts-administrative Einteilung, die keineswegs von Überschneidungen frei ist. Entscheidend ist vielmehr — und damit erhält das Interview eigentlich erst seinen systematischen Ort —, daß empirische Sozialforschung ein Methodenbewußtsein bezeichnet, das sich, zumindest in den angelsächsischen Ländern, tendenziell über das ganze Gebiet der Soziologie ausdehnt und im Zeichen einer an den Naturwissenschaften orientierten Forderung nach Exaktheit und Objektivität steht. Daher wird Sinn und Problematik des Interviews überhaupt erst ganz verständlich, wenn man es in den methodischen Zusammenhang der empirischen Sozialforschung rückt, in dem es seinen soziologischen Stellenwert erst empfängt; darüber sollte sein instrumenteller Charakter nicht hinwegtäuschen.

### Untersuchungsgegenstand und Methode

Die Erhebungsgegenstände der empirischen Sozialforschung lassen sich grob in zwei Gruppen gliedern: erstens die Ermittlung objektiver Tatbestände, z. B. des durchschnittlichen Gesamteinkommens von Personen, die in irgendeiner Form Wohlfahrts- und Rentenempfänger sind, und zweitens subjektiver Beschaffenheiten der zu erforschenden Gruppe. Hierher gehören einmal ihre offenen, b e w u ß t e n Meinungen, unter möglicher Berücksichtigung der Motivationen dieser Meinungen und ihres Zusammenhanges mit tragenden sozialen und psychologischen Strukturen; zum anderen „A t t i t u d e s“, sedimentierte und bis zu einem gewissen Grad generalisierte Anschauungsweisen, Reaktionsformen, Haltungen und Ideologien, z. B. die Stellung zu Eigen- oder Fremdgruppen, moralische Anschauungen; und schließlich R e a l e V e r h a l t e n s w e i s e n, die sich von Meinungen und „Attitudes“ sehr wohl unterscheiden mögen.

Das Interview ist gegenüber den anderen Methoden der empirischen Sozialforschung nun keineswegs auf einen dieser Bereiche beschränkt. Auch verkoppelt der in Deutschland für seine Gegenstände eingebürgerte Ausdruck „Markt- und Meinungsforschung“ zwei Kategorien, die logisch auf verschiedene Ebenen gehören. Marktuntersuchung (Marktforschung) ist eine Anwendungsform der Techniken der empirischen Sozialforschung und braucht sich keineswegs auf die Ermittlung von Meinungen zu beschränken. Umgekehrt operiert die Meinungsforschung, also die Ermittlung manifester Bewußtseinsinhalte sozialer Gruppen, auch unabhängig von Absatzfragen, z. B. in Bereich der Politik und der sozialen Ideologie. Unverkennbar ist freilich, daß gerade der am Begriff der „Meinung“ orientierter Sektor der empirischen Sozialforschung stets noch Züge der Marktuntersuchung trägt, die er ursprünglich zum Modell hatte.

Vielmehr unterscheidet sich die Meinungsumfrage mit Hilfe des Interviews dadurch von den anderen Methoden der empirischen Sozialforschung, daß es ihre Stärke, aber auch ihre Grenzen ausmacht, an Hand der Befragung einer repräsentativen Stichprobe aus der Gesamtheit unter normierten und daher vergleichbaren Versuchsbedingungen Daten ermitteln zu können, die eine einheitliche Aussage über die Gesamtheit gestatten.

Die spezifische — nicht ausschließliche — Aufgabe der anderen Methoden wäre es demgegenüber, Einsicht in soziale und psychologische Strukturen zu vermitteln und das funktionelle „Gefüge“ des Individuums sowohl als auch das Kräftefeld in aktuellen Gruppensituationen zu beleuchten.

So ist es zunächst einleuchtend, daß Normierung und damit Verallgemeinerbarkeit prinzipiell ausgeschlossen ist bei den Beobachtungen des täglichen Lebens, aus denen dann die methodisch kontrollierte Beobachtung soziologischer Phänomene herausgewachsen ist. Ebenso wäre es meist inadäquat, die dieser Beobachtung nahestehende intensive Untersuchung einer Reihe von Gruppenmitgliedern mit Hilfe schwieriger psychologischer, z. B. projektiver Tests etwa auf den Querschnitt einer ganzen Bevölkerung ausdehnen zu wollen. Eine ganz andere M e t h o d e kommt zum Zuge, wenn man die zwischenmenschlichen Beziehungen in einer agierenden Gruppe selber beobachtet, als Integrations- und Desintegrationsphänomene, Ausbildung von Gruppennormen und die Führer- bzw. Außenseiterrolle einzelner. Hier scheidet die Verallgemeinerung auf die Gesamtheit weniger an der Differenziertheit des Einzelfalles als daran, daß wir keine vergleichbaren einzelnen „Fälle“, nämlich etwa die ermittelten Einstellungen einzelner Individuen, sondern nur eine Vielzahl miteinander verflochtener Gruppenphänomene haben. Dagegen scheidet die dem Interview entsprechende Anwendung des sogenannten kontrollierten Experimentes auf die Gesamtheit einfach an dem untragbaren Kosten- und Zeitaufwand; man bedient sich seiner ja, um einen kausalen Zusammenhang zwischen zwei soziologischen Phänomenen nachzuweisen, indem man eben durch eine äußerst komplizierte Versuchsanordnung den Einfluß dritter störender Faktoren auszuschalten sucht. Man könnte das Interview geradezu das eben um der „Rentabilität“ willen abgekürzte kontrollierte Experiment nennen, in dem ja Reaktionen auf bestimmte Fragen und deren gegenseitige Abhängigkeit erforscht werden. Schließlich gibt es die empirisch-soziologische Analyse geistiger Produkte, die sogenannte content analysis, die den Inhalt etwa von Propagandasendungen, Magazinen, gedruckten Material aller Art, Filmen und Fernsehsendungen q u a n t i f i z i e r e n d auswertet, um daraus gewisse Rückschlüsse auf die Autoren und auf ihr Publikum zu ziehen. Sie ist selber eine Art Meinungsforschung, nur sind die Befragten nicht Personen, sondern Texte.

### Aufbau des Fragebogens

Damit haben wir das Interview selber eingegrenzt. Das soziologische Interview steht natürlich immer im Zusammen-

hang soziologischer Überlegungen, bei denen es darum geht, aus bestimmten Theorien und Ergebnissen früherer Untersuchungen Hypothesen über die Meinung der Menschen, in ein Kategorienschema umgesetzt, durch einzelne Fragen an diese selbst zu verifizieren oder zu falsifizieren. Wollten wir uns hier darauf einlassen, so käme das einer soziologischen Vorlesung gleich. Wir müssen uns daher darauf beschränken, die gebräuchlichen Formen des Interviews selbst zu beschreiben.

Der Fragebogen, an Hand dessen das Interview verläuft, kann sowohl direkt auf ihr Ziel losgehende, als auch indirekte bzw. projektive Fragen enthalten, oft wird nur der Zusammenhang vieler Fragen Tatbestände einkreisen können, über die der Befragte nicht Auskunft geben will oder kann.

Der Form nach lassen sich geschlossene Fragen mit zwei und mehr Alternativen und offene Fragen unterscheiden. Dabei handelt es sich aber durchaus nicht um eine bloße Formsache: das Interview grenzt sich ja ab auf der einen Seite von dem ganz freien, in keiner Weise normierten Gespräch, das nichts von seiner Unmittelbarkeit eingebüßt hat. Man könnte also etwa einen intelligenten Interviewer loschicken mit dem einzigen Auftrag: „Stellen Sie mal fest, was die Leute für Bildung haben“.

Ein solches Interview überlasse der Willkür des Interviewers etwa so viel wie dem Richter der aus einem Paragraphen bestehende Entwurf eines Strafgesetzbuches, den sich während des Dritten Reiches oppositionelle Späßvögel ausdachten: „Wer sich entsprechend verhält, wird entsprechend bestraft. Das Nähere bestimmt der Gauleiter.“ Jedes Gespräch wird hier anders verlaufen, ihre Ergebnisse können nicht auf einen Nenner gebracht, es kann daher keine Aussage über die Stichprobe und damit auch nicht über die Gesamtheit gemacht werden. Auf der anderen Seite stünde das Interview, das etwa die Bildung des Befragten durch ein halbes hundert Alternativfragen, ähnlich wie im Quiz-Spiel zu ermitteln suchte. Die Vergegenständlichung und Schematisierung des Gesprächs wäre hier im Interesse der Exaktheit des Instrumentes auf die Spitze getrieben, spontane Reaktionen der Befragten wären weitgehend abgeschnitten; die Vergleichbarkeit der ermittelten Daten und damit deren Verallgemeinerbarkeit — die Stärke des Interviews, wie wir sehen —, wäre aber auf jeden Fall gesichert. Zwischen diesen beiden absichtlich verzerrend dargestellten Extremen entfalten sich die Möglichkeiten der Umfrage; also zwischen dem sogenannten freien Interview, in dem die Führung des Gesprächs weitgehend dem Interviewer überlassen bleibt, die Erhebungspunkte mitunter lediglich in einer Liste zusammengestellt sind, eventuell mit detaillierten Unterfragen, wobei die Reihenfolge dieser Punkte für das Gespräch unter Umständen nicht bindend ist, und dem völlig schematisierten Fragebogen mit vorgegebenen Antwortkategorien; der Interviewer darf bei dem letzteren nicht von der Formulierung und Reihenfolge der Fragen abweichen; nicht oder mißverständene Fragen dürfen lediglich wörtlich wiederholt werden.

Während die freie Befragung vorwiegend der Exploration dient, verlangt die Überprüfung zugespitzter Hypothesen oft einen festen Leitfaden in Gestalt eines Frageschemas mit weitgehend vorgegebenen Antwortkategorien. Die eigentliche Spannung entsteht dadurch, daß mitunter gerade die Verfahrensweise, die einen hohen Grad der Abstraktion von subjektiver Willkür verbürgt, nur wenig relevante Ergebnisse zu Tage fördert, und daß umgekehrt die subtilen und differenzierten soziologischen Erkenntnissen adäquate Methode weniger gesicherte Ergebnisse bringt.

Es sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß die Meinungsumfrage nicht notwendig nur ein Momentanbild liefert, sondern mehrfach wiederholt werden kann und wird; dadurch lassen sich zeitliche Trends der Meinungsbildung aufzeigen.

### Grenzen des Interviews

Bisher war nur von Vorteilen des Interviews im Vergleich zu den anderen Methoden der empirischen Sozialforschung die Rede. Andererseits ist aber der Merkmalsbereich, der sich der Umfrage erschließt, begrenzt. Diese Begrenzung kann

auch durch die Verbesserung der Umfragemethode nicht aufgehoben werden. Da sie im Gegensatz etwa zur Beobachtung oder zum kontrollierten Experiment von mündlichen oder schriftlichen Äußerungen der Befragten ausgeht, wird sie begrenzt durch ihre Abhängigkeit von dem, was der Befragte mitteilen kann und will, d. h. sie muß die Ausdrucksfähigkeit des Befragten berücksichtigen und bei der Analyse bedenken, daß der Befragte über wesentliche Bereiche, zumal unbewußte, keine unmittelbare Auskunft geben kann. Sie muß ferner beachten, daß der Befragte mit seinen Antworten unter Umständen bestimmte Absichten verfolgt, etwa sein soziales Prestige aufrechterhalten oder steigern, oder auch bestimmte Maßnahmen durchsetzen und vor wirklichen oder vermeintlichen Gefahren sich schützen will.

Projektive Untersuchungsmethoden, Beobachtung und kontrolliertes Experiment können gerade hier unter Umständen weiterführen. Speziell das Gruppendiskussionsverfahren versucht der Erfahrung Rechnung zu tragen, daß Meinungen und Einstellungen nicht isoliert entstehen und wirksam werden, sondern in ständiger Wechselbeziehung zwischen einzelnen und Gruppe bzw. Gesellschaft schlechthin stehen; daß ferner tiefere Schichten der Individualität nur in diesem Kommunikationsprozeß ins Spiel kommen.

Für das Interview seinerseits birgt diese Begrenzung die Gefahr, daß man sich mit der Fassade begnügt, anstatt durch das bloß Geäußerte zu den tiefersitzenden Einstellungen vorzudringen. Methodenblindheit läßt sich hier nur vermeiden, wenn man die einzelne gestellte Frage ebensowohl wie das einzelne ermittelte Phänomen zu den wesentlichen Gegenständen der Soziologie selbst in Beziehung setzt. Zugleich wird deutlich, daß bei der Konstruktion des Fragebogens, von der nun zu sprechen sein wird, einmal detaillierte psychologische Kenntnisse, zum anderen eine genaue Analyse der Interviewsituation ins Spiel kommen.

### Die Frageformulierung

Wer als unbefangener „Laie“ nun einen Fragebogen überfliegt, ist geneigt zu sagen: „Was kann daran schon Wissenschaft sein? Genauso würde jeder vernünftige Mensch fragen.“ Aber genau damit bestätigt er, daß die methodische Arbeit zum Erfolg geführt hat: der methodische Apparat schaut nicht mehr heraus. Die glatte Fassade der simplen und harmlosen, allgemeinverständlichen Fragen wäre aber kaum ohne eine raffinierte Technik des Fragenformulierens zustande gekommen. Worin besteht sie? Es ist keine Geheimwissenschaft; Journalisten, Rechtsanwälte und Fürsorger müssen bis zu einem gewissen Grad ebenfalls über sie verfügen. Schon daraus erhellt, daß es hier mehr auf Takt und Fingerspitzengefühl als auf ein System ankommt.

Man sollte aber auch nicht die Begabung, Fragebogen zu bauen, die zweifellos existiert, fetischisieren; ein paar handfeste Regeln lassen sich ohne weiteres angeben: es gibt eine Grundregel, aus der eigentlich alle anderen folgen: visiert die Frage auch wirklich in der richtigen Form das an, was man erfragen will? Die Fragen dürfen daher nicht mehrdeutig, obskur, vage oder verblasen sein, weil der Befragte sonst beim besten Willen einfach außerstande ist, sie präzise zu beantworten. Eine zutreffende Antwort ist auch ausgeschlossen, wenn die Implikationen der Frage nicht gesehen werden; andererseits dürfen nicht so viele Sinn-„Dimensionen“ in sie hineingezogen sein, daß man sie auf ganz verschiedenen „Ebenen“ beantworten kann. Alternativen müssen daher wirklich welche sein; sie dürfen auch nicht in einem Schachtelsatz ertrinken. Entsprechendes gilt für die Formulierung im einzelnen: die verwendeten Termini dürfen nicht ungebrauchlich sein, bestimmte Spezialkenntnisse voraussetzen, nur für eine Teilgruppe etwas besagen und, sofern sie mehrdeutig sind, dürfen sie nicht undefiniert bleiben. Daher ist es denkbar, daß eine im Slang formulierte Frage in bezug auf den Untersuchungsgegenstand vom Befragten präziser verstanden wird als etwa eine juristisch einwandfrei formulierte. Es ist ohne Zweifel besser, zu fragen: „Kommen Sie mit ihrem Arbeitskollegen aus?“ als: „Haben Sie hinreichenden sozialen Kontakt hergestellt?“ — Es zeugt daher weder von Borniertheit noch von Sucht nach Volkstümlichkeit, wenn die Regel gilt, daß die Fragestellung den jeweils

niedrigsten unter den Befragten vorkommenden Niveau angepaßt sein soll und daß die einfache Formulierung immer der komplizierten vorzuziehen ist. Die Frage kann aber auch deswegen ihr Ziel verfehlen, weil sie lediglich Klischees, oberflächliches Geschwätz oder übernommene Argumentationsplitter provoziert. Es ist äußerst schwierig, sich dessen zu versichern, daß die Befragten sich nicht auf diese Weise dem Interview entziehen. Andererseits ist es aber natürlich auch verpönt, von seiten der Meinungsforscher das, worüber man Auskunft haben will, durch sogenannte „leading questions“ anzusteuern, also durch Fragen, die eine bestimmte Entscheidung bereits durch ihre Formulierung nahelegen. So legte man während des letzten Krieges in den Vereinigten Staaten den kleinen Unternehmern, denen die Rüstungsaufträge von den großen weggeschnappt wurden, die Frage, ob sie ein Amt für notwendig hielten, das die Aufträge gerecht verteile, in folgender Form vor: „Wollen Sie ein Kindermädchen (nämlich das Verteilungsamt) für die Besorgung Ihrer privaten Geschäftsangelegenheiten haben?“ In diesem Sinn kann auch die Reihenfolge, in der die Fragen angeordnet sind, in eine ganz bestimmte Richtung führen. Andererseits kann es auch verwirren, wenn man den Zusammenhang des Fragebogens sprengt, indem man fortgesetzt von einem Thema zum anderen „springt“.

Nach alledem wird das folgende Beispiel für den Einfluß der Frageformulierung kaum mehr verwundern: In den Vereinigten Staaten wurden im Jahre 1942 einem Querschnitt der Bevölkerung zwei Fragen vorgelegt. Die erste lautete:

„Finden Sie, wir sollten jetzt schon anfangen, darüber nachzudenken, was für einen Frieden wir nach dem Kriege haben wollen?“ 81% bejahten das; die zweite lautete: „Was erscheint Ihnen besser: erst den Krieg gewinnen und dann über den Frieden nachdenken oder jetzt schon anfangen, darüber nachzudenken, was für einen Frieden wir nach dem Kriege haben wollen?“ Nur 41% entschieden sich dafür, jetzt schon über den Frieden nachzudenken.

Es ist deutlich, daß die Formulierung der zweiten Frage, nicht aber die der ersten, das Motiv des „Durchhaltens bis zum Sieg“ anshlagen und dasjenige, über den Frieden jetzt schon nachzudenken, zurücktreten lassen konnte.

Aber auch wer alle diese schönen Regeln weiß, sollte eine letzte nicht außer acht lassen: ob eine noch so sorgfältig formulierte Frage das trifft, worauf man zielt, kann man erst wissen, wenn man sie empirisch „getestet“, also einer größeren Gruppe von zu Befragenden zur Beantwortung vorgelegt hat.

### Die Interviewsituation

Damit sind wir beim Interview selbst. Auch hier gibt es einige Faustregeln; und auch hier handelt es sich nicht um eine Geheimwissenschaft; interviewen ist bis zu einem gewissen Grad erlernbar. Interviewerqualitäten haben sich nicht als an bestimmte soziale Merkmale gebunden erwiesen, obwohl natürlich z. B. geistig „überlegene“ Interviewer bei ihren unterlegenen Befragten Ressentiments erwecken können, Fachleute sich lieber von Fachleuten ausfragen lassen und bei manchen Themen Männer Frauen leichter interviewen als Frauen einander. Dagegen wirkt es sich nachweislich günstig aus, wenn ein Interviewer sich mit seinem Auftrag identifiziert, bloß darf dies nicht etwa die Richtung nehmen, daß er zum Anekdotenjäger über possierliche Befragte wird. Ein Interviewer soll sich auch nicht wie ein Detektiv gebärden. Wirkliches Interesse für den anderen ist letzten Endes klüger. Regeln, wie man die Interviewten überlistet, sollten auch von einer Intervieworganisation nicht gegeben werden. Nebenbei könnten diese Einstellung gegenüber dem Publikum sich die Interviewer in ihrem Verhältnis zu der auftraggebenden Organisation zu eigen machen. Schwerer wiegt es aber, daß die eigene Einstellung des Interviewers und die Erwartungen, die er an den Befragten heranträgt, in Spuren doch immer in das Interview eingehen, ohne daß er sich dessen selber recht erwehren könnte. Dies ist nämlich durchaus nicht nur dann der Fall, wenn der Interviewer eine Antwort des Befragten ergänzt mit: „Sie wollten damit doch sagen . . .“ und der Befragte, der an sich etwas anderes meinte, denken mag: „So

unrecht hat er gar nicht —“ und dem Interviewer zustimmt. Über den Interviewereinfluß ist fast eine Bibliothek zusammengeschrieben worden. Er führt auf die Frage der Situationsgebundenheit der Interviewantworten, von der noch zu sprechen sein wird.

Schon daraus erhellt aber, daß die Grundregel des Interviewers ist, ein guter Zuhörer zu sein, aber nicht seine eigene Diskussionsgewandtheit zu beweisen, sondern mit möglichst unverbindlichen Formulierungen zusätzliche Informationen zu erlangen, wie etwa, „ich verstehe noch nicht ganz . . .“, also jedenfalls sich nicht Autorität vom Befragten ansinnen zu lassen, wie etwa mit der Frage: „Wissen Sie denn nicht, wie man die Frage richtig zu beantworten hätte?“, sondern den Ball sogleich wieder zurückzuspielen. Zum guten Zuhörer gehört auch, daß man unter keinen Umständen durchblicken läßt, der Befragte habe Albernese oder Falsches gesagt, sich blamiert. Jede Antwort gilt als richtig, ist es auch, denn es geht ja um die Meinung des Befragten. Viel mehr Menschen als man annehmen sollte, sind auch gern bereit, sich ihrerseits in die Rolle der Autorität versetzen zu lassen. Sie sehen darauf, daß der Interviewer auch alles genau mitschreibt und bemühen sich eher um den Interviewer, als daß es ihnen recht wäre, von ihm hofiert zu werden.

Daß jedem, der von Meinungsforschungsinstituten befragt wird, völlige Anonymität verbürgt ist, ist eine Selbstverständlichkeit.

### Die Aussagebereitschaft

Man hört so häufig: Kein Mensch wird sich einfach ausfragen und sich seine Zeit stehlen lassen! Die Erfahrung beweist das Gegenteil. Der Anteil derjenigen, die ein Interview verweigern, liegt (bei Befragungen mit vorgeschriebenen Adressen) im Durchschnitt unter 8%, der Anteil derer, die ein begonnenes Interview abbrechen, ist noch wesentlich geringer (unter 1%). In einem soziologischen Universitätsinstitut, das eine Umfrage unter Studenten durchführte und diese zu diesem Zweck durch schriftliche Einladung in das Institut hat, ließ sich einmal ein Student, ohne eine einzige Gegenfrage zu stellen, mehrere Stunden ausfragen, ehe sich herausstellte, daß er gar nicht zu den Angeschriebenen gehörte, sondern sich lediglich nach den Aufnahmebedingungen eines Seminars erkundigen wollte. — Die Gründe der großen Aussagebereitschaft sind zunächst wohl in dem Bedürfnis zu sehen, sich anzuvertrauen, ernst genommen zu werden, seine Meinung an entscheidender Stelle zur Geltung bringen, sich einmal Luft machen zu können. Die sog. Intimsphäre ist davon keineswegs generell ausgenommen; im Gegenteil, manche Menschen scheinen daraus psychische Gratifikationen zu schöpfen, sich gerade hier — in dem gewissermaßen unpersönlichen Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung — mitteilen zu dürfen.

Die Umfragemethode hat sich aber nicht nur gegen das Vorurteil mangelnder Aussagebereitschaft zu behaupten: Man wird schwerlich ein Thema nennen können, über das man einen Bevölkerungsquerschnitt sinnvollerweise befragen könnte, bei dem man nicht mit einigem Spürsinn die möglichen Antworten voraussagen könnte. Wenn man dann erfährt, was die Umfrage herausgebracht hat, ist bei vielen die naheliegende Reaktion: „Natürlich, so ist es; das liegt ja auf der Hand.“ So erhält man den Eindruck, daß die Umfrage mit einem großen Aufwand und in komplizierter Form nur Banalitäten an den Tag bringt, also das, was man ohnehin schon weiß. Das wird wohl die Mehrzahl der Menschen empfinden, wenn sie z. B. durch die Meinungsforschung darüber belehrt wird, daß die Arbeiterinnen einer Textilfabrik bei der Arbeit überwiegend Tanzmusik gegenüber Volksliedern und Volksmusik bevorzugen. Natürlich: die Abkehr der breiten Masse vom überlieferten Kulturgut . . . Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren; nur leider: In dem zitierten Fall verhält es sich genau umgekehrt: die Textilarbeiterinnen wollten viel lieber Volkslieder als Tanzmusik hören. — Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. — Daran wird deutlich, daß der eigentliche Wert solcher Meinungsforschung zwar kaum in der Originalität ihrer Ergebnisse liegt, daß sie jedoch über den Bereich eines nur beliebigen und ungefährlichen Mei-

# Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an den Universitäten des Landes Hessen

Der DISKUS veröffentlicht an dieser Stelle in ständigem Wechsel die Prüfungsordnungen sämtlicher Fachrichtungen der Fakultäten der Universitäten Frankfurt und Marburg. Darüber hinaus gibt der DISKUS — vornehmlich für die jüngeren Semester — einige Empfehlungen zur zweckmäßigen Gestaltung des Studienganges.

## WIRTSCHAFTS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Die neuen Diplom-Prüfungsordnungen haben wir zur allgemeinen Information unmittelbar nach ihrer Genehmigung durch den Kultusminister im Oktober-DISKUS 1955 in ihrem vollen Wortlaut veröffentlicht. Wir beschränken uns deshalb jetzt darauf, alle wesentlichen Bestimmungen kurz darzustellen. Wer vor dem Inkrafttreten der neuen Prüfungsordnungen — also vor dem 1. April 1955 — mit dem Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften begonnen hat, kann auf Antrag hin bis zum 31. März 1958 nach den alten Bestimmungen zur Prüfung zugelassen werden. Im folgenden werden deshalb auch die wichtigsten Abweichungen der alten Prüfungsordnungen kurz dargestellt.

Die Studienrichtungen bei der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät sind

a) **Volkswirtschaftslehre.** Ordnungsmäßiger Abschluß des volkswirtschaftlichen Hochschulstudiums ist die volkswirtschaftliche Diplom-Prüfung. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad „Diplom-Volkswirt“ verliehen.

b) **Betriebswirtschaftslehre.** Ordnungsmäßiger Abschluß ist auch hier die Diplom-Prüfung. Ihr Bestehen berechtigt zur Führung des akademischen Grades „Diplom-Kaufmann“.

c) **Wirtschaftspädagogik.** Durch die Diplom-Prüfung in dieser Fachrichtung wird die wissenschaftliche Befähigung für das Handelslehramt nachgewiesen. Auf Grund der bestandenen Prüfung wird der akademische Grad „Diplom-Handelslehrer“ verliehen.

Das volkswirtschaftliche, das betriebswirtschaftliche und das wirtschaftspädagogische Studium umschließen nicht streng voneinander zu trennende Wissensgebiete. Alle beschäftigen sich mit Wirtschaftsproblemen, legen aber bei ihren Forschungen das Schwergewicht auf verschiedene Untersuchungsobjekte. So sind Erfahrungsobjekt des volkswirtschaftlichen Studiums in erster Linie die gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge, während das betriebswirtschaftliche Studium vor allem die Analyse der einzelnen Betriebswirtschaften (so z. B. Bank-, Industrie- oder Handelsbetrieb) zum Inhalt hat. Das wirtschaftspädagogische Studium bereitet im Rahmen der gewählten Fachrichtung auf den Lehrberuf an den einschlägigen Fachschulen (Wirtschaftsoberschulen, Handelsschulen und kaufmännischen Berufsschulen) vor.

## Vorbedingungen

Neben dem Reifezeugnis oder einem gleichwertigen Abschlußzeugnis wird bei der Meldung zur volkswirtschaftlichen und kaufmännischen Diplomprüfung der Nachweis einer praktischen Tätigkeit von mindestens einem halben Jahr gefordert. Die praktische Tätigkeit kann jedoch nur angerechnet werden, soweit sie außerhalb der Vorlesungsmonate geleistet worden ist (entweder vor Beginn des Studiums oder in den Semesterferien). Die Praxis muß zusammenhängend, wenigstens aber in Abschnitten von mindestens je zwei Monaten Dauer absolviert werden. Der Nachweis darüber ist durch Zeugnisse zu führen, die rechtsverbindliche Unterschriften tragen und ausführlich Auskunft über Art und Dauer der Beschäftigung geben. Das Prüfungsamt kann die Meldung zur Prüfung zurückweisen, wenn ihm die nachgewiesene praktische Tätigkeit nach ihrer Art und nach ihrer Dauer nicht als ausreichend erscheint. Volkswirte haben eine entsprechende praktische Tätigkeit in Wirtschaft oder Verwaltung, Kaufleute und Handelslehrer eine solche in kaufmännischen Unternehmungen nachzuweisen. Eine Tätigkeit bei Behörden oder Verbänden

kann jedoch auch Kaufleuten bis zu zwei Monaten angerechnet werden, wenn der Kandidat nachweisbar hauptsächlich mit betriebswirtschaftlichen Fragen beschäftigt war. Handelslehramtskandidaten haben mindestens ein Jahr kaufmännisch-praktischer Tätigkeit nachzuweisen. Davon muß ein halbes Jahr zusammenhängend, möglichst vor Beginn des Studiums oder während einer einsemestrigen Studienunterbrechung abgeleistet werden, während das zweite Halbjahr in den Semesterferien absolviert werden kann. In jedem Falle muß die kaufmännisch-praktische Tätigkeit bis zu Beginn des vierten (bisher: fünften) Semesters abgeleistet sein. Auf das Praktikum der Handelslehramtskandidaten kann auch eine Tätigkeit bei einem Jugendamt, einem Jugendgericht, in der Berufsberatung eines Arbeitsamtes o. ä. bis zu einer Dauer von drei Monaten angerechnet werden.

## Studienaufbau

1. Die Anfangssemester vermitteln durch den Besuch der einführenden Vorlesungen und Übungen einen Einblick in das wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Studium und umschließen allgemeinbildende Vorlesungen anderer Fakultäten nach eigener Wahl.

In den mittleren Semestern wird durch den Besuch der Spezialvorlesungen mit den entsprechenden Übungen und Proseminaren die Ausrichtung auf eine bestimmte Studienrichtung erreicht. Die Schlußsemester dienen der Vertiefung des Spezialwissens und der Wiederholung des gesamten Stoffgebietes durch weiteren Besuch der Spezialvorlesungen und durch Mitarbeit in den Hauptseminaren.

2. Im Verlauf des Studiums sind Nachweise zu erbringen über:

a) erfolgreiche Teilnahme an den Vorklausuren in Wirtschaftsrechnen und Finanzmathematik sowie in Buchhaltung. Die Vorklausuren können in der Regel nur einmal (bisher: zweimal) wiederholt werden und müssen spätestens 4 Semester vor Beginn der Diplom-Prüfung mit Erfolg abgelegt sein (gemäß der alten Prüfungsordnung 2 Semester). Von den Vorklausuren in Wirtschaftsrechnen, Finanzmathematik und Buchhaltung können die Absolventen der Wirtschaftsoberschulen und der zweijährigen höheren Handelsschulen befreit werden, soweit die entsprechenden Zeugnisnoten bei den Absolventen der Wirtschaftsoberschulen mindestens ausreichend, bei den Absolventen der Handelsschulen mindestens gut sind.

b) Die Statistik-Klausur entfällt für Handelslehramtskandidaten, doch ist die Teilnahme an der Vorlesung Statistik und den Übungen zu empfehlen. Nach der alten Prüfungsordnung sind Volkswirte, die Statistik (außer ihren Pflichtfächern) als Prüfungsfach wählen, von der Vorklausur in Statistik befreit.

c) erfolgreiche Teilnahme an mindestens je einem Seminar a) für Betriebswirte in: Allgemeiner Betriebswirtschaftslehre, Spezieller Betriebswirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre, b) für Volkswirte in: Allgemeiner Volkswirtschaftslehre, Volkswirtschaftspolitik oder Finanzwissenschaft, Statistik und Betriebswirtschaftslehre, c) für Handelslehrer in: Allgemeiner Betriebswirtschaftslehre, Wirtschaftspädagogik und Volkswirtschaftslehre. Die erfolgreiche Teilnahme wird durch Seminarscheine nachgewiesen, zu deren Erlangung eine schriftliche Hausarbeit bzw. ein Referat und eine Klausurarbeit gefordert werden, die beide wenigstens mit der Note ausreichend bewertet sind. Voraussetzung für die Teilnahme an einem Seminar (Hauptseminar) ist die Bescheinigung über die Teilnahme an einem Proseminar oder einer entsprechenden Übung (bzw. Seminar-Zulassungs-Prüfung). Auch zur Erlangung eines Proseminar- bzw. Übungsscheines sind zwei als mindestens ausreichend beurteilte schriftliche Arbeiten notwendig. (Nach der alten Prüfungsordnung ist für Betriebswirte der Erwerb mindestens eines Proseminarscheines sowie für alle Fachrichtungen der Nachweis von mindestens

Die Prüfung kann auf Antrag des Kandidaten durch Beschluß des Prüfungsamtes um ein oder mehrere Gebiete vermindert werden, in denen der Kandidat während der letzten drei Jahre vor einer staatlichen oder akademischen Prüfungsbehörde eine Prüfung, in der mindestens die gleichen Anforderungen gestellt wurden, bestanden und dabei die Note „gut“ erzielt hat. Unter den gleichen Voraussetzungen kann auch die wissenschaftliche Arbeit erlassen werden, sofern sie mindestens mit „befriedigend“ beurteilt wurde. Außerdem kann auf Antrag des Kandidaten bei der Prüfung selbst oder nach bestandener Prüfung über die Prüfungsfächer hinaus in einem oder mehreren Ergänzungsfächern geprüft werden.

Die Prüfung besteht aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Die Prüfungsleistungen müssen im allgemeinen aufeinander folgen. Doch können einem Kandidaten, der die Prüfung nach Ansicht des Prüfungsamtes ohne sein Verschulden hat abbrechen müssen, die schriftlichen Prüfungsleistungen noch innerhalb zweier Semester angerechnet werden.

## Schriftliche Prüfung:

Die schriftliche Prüfung umfaßt folgende Leistungen:

1. Eine wirtschaftswissenschaftliche Arbeit gemäß § 10, I der Prüfungsordnung. Die Bestimmungen über die Zuteilung eines Themas usw. entsprechen denen für Volkswirte, siehe oben;

2. je eine Klausurarbeit aus den Pflichtfächern. Für jede der Klausurarbeiten werden zwei Aufgaben zur Wahl gestellt, zur Anfertigung stehen je bis zu fünf Stunden zur Verfügung.

## Mündliche Prüfung:

Die Bestimmungen entsprechen denen der mündlichen Prüfung für Diplom-Volkswirte. Nicht bestanden ist die Prüfung dann, wenn in den Fächern, die für Betriebswirte an die Stelle der bei den Volkswirten aufgeführten Gebieten treten, nicht ausreichende Leistungen erzielt wurden.

## III. Diplomprüfung für das Handelslehramt

Der Kandidat muß acht (bisher: sechs) Semester ordnungsgemäß an einer anerkannten deutschen Hochschule dem Studium der Wissenschaften, die Gegenstand der Diplomprüfung sind, obgelegen haben und soll das 35. Lebensjahr nicht überschritten haben. Er muß das letzte und mindestens ein früheres Semester an der beteiligten Hochschule studiert haben. Kandidaten, die die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen bestanden haben und sich der beschränkten Prüfung (siehe unten) unterziehen wollen, können erst nach einem Studium von mindestens fünf Semestern (nach der alten Prüfungsordnung drei) auf dem Gebiet der Betriebswirtschaft zur Prüfung zugelassen werden. Der Kandidat muß ferner zwei Semester hindurch mit Erfolg an praktisch-pädagogischen Übungen in einer Berufs- oder Handelsschule teilgenommen haben.

Die Prüfung erstreckt sich auf sechs (bisher: fünf) Fächer. Vier (bisher: zwei) davon sind Pflichtfächer, zwei (bisher: drei) Wahlfächer. Die Pflichtfächer sind: 1. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, 2. Wirtschaftspädagogik, 3. Volkswirtschaftslehre (Wirtschaftstheorie sowie Grundzüge der Volkswirtschaftspolitik und der Finanzwissenschaft), 4. Die wirtschaftlichen wesentlichen Teile des privaten Rechts und die Grundzüge des öffentlichen Rechts. (bisher: 1. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, 2. Wirtschaftspädagogik).

Als Wahlfächer sind zugelassen:

Gruppe I: 1. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre (Betriebswirtschaftslehre der Banken, des Warenhandels, der Industrie und der Wirtschaftsprüfung), 2. Volkswirtschaftspolitik einschl. Sozialpolitik, 3. Finanzwissenschaft, 4. Statistik, 5. Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 6. Wirtschaftsgeographie, 7. Soziologie, 8. Politische Wissenschaft, 9. Versicherungslehre.

Von den zwei gewählten Fächern muß ein Fach eine spezielle Betriebswirtschaftslehre sein.

Gruppe II: 1. Deutsch, 2. Eine Fremdsprache des Unterrichts an Handelsschulen, 3. Physik, insbesondere ihre wirtschaftlichen Anwendungsgebiete (Technologie und Warenkunde), 4. Chemie, insbesondere ihre wirtschaftlichen Anwendungsgebiete (Technologie und Warenkunde).

Aus der Gruppe II können 2 Fächer gewählt werden. Auch die Wahl eines Faches der Gruppe II in Verbindung mit einem Fach der Gruppe I ist möglich. Die technologischen Fächer können jedoch nur gemeinsam gewählt werden.

(Nach der alten Prüfungsordnung ist die Wahl der Fächer nach drei Gruppen gegliedert. Hierbei ist zu unterscheiden:

1. eine betriebswirtschaftliche
2. eine sprachliche
3. eine geographisch-technologische Richtung.)

Zur Hauptgruppe gehören: 1. Besondere Betriebswirtschaftslehre (Betriebswirtschaftslehre der Banken oder der Industrie oder des Warenhandels oder der Versicherung oder des Verkehrs oder des Treuhandwesens einschließlich der betriebswirtschaftlichen Steuerlehre), 2. Volkswirtschaftslehre, 3. a) die wirtschaftlich wichtigen Gebiete des bürgerlichen Rechts (ohne Familien- und Erbrecht), sowie Handels- und Wirtschaftsrecht, b) das geltende Staats- und Verwaltungsrecht.

Zur zweiten Gruppe gehören: 1. eine fremde Sprache im Zusammenhang mit der Kultur ihres Sprachgebiets (Oberstufe), 2. eine zweite fremde Sprache, sprachlich-technisch (Unterstufe) mit besonderer Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Ausdrucksform (Handelsbriefwechsel) oder Deutsch oder Wirtschaftsgeographie oder Wirtschaftsgeschichte, 3. Volkswirtschaft oder Rechtswissenschaft oder Wirtschaftsgeographie.

Zur dritten Gruppe gehören: 1. Chemie mit ihren wirtschaftlichen Anwendungsgebieten, 2. Physik mit ihren wirtschaftlichen Anwendungsgebieten (zu 1 und 2: insbesondere der chemischen oder physikalischen Technologie), 3. Wirtschaftsgeographie.

Die Kandidaten der dritten Gruppe und diejenigen der zweiten, die die Volkswirtschaft oder Rechtswissenschaft als Prüfungsfach nicht wählen, haben nachzuweisen, daß sie sich an grundlegenden Vorlesungen und Übungen auf dem nicht gewählten Gebiete beteiligt haben. Für die Wirtschaftsgeographie hat jeder Kandidat auch in der wirtschaftswissenschaftlichen Gruppe den gleichen Nachweis zu erbringen, auch wenn dieses Fach für ihn nicht Prüfungsfach ist.)

Die Prüfung kann auf Antrag des Kandidaten durch Beschluß des Prüfungsamtes um höchstens drei Fächer, unter denen sich die beiden Pflichtfächer, Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftspädagogik jedoch nicht befinden dürfen, beschränkt werden, wenn der Kandidat während der letzten drei Jahre in den Fächern, von denen er befreit sein will, vor einer staatlichen oder akademischen Prüfungsbehörde eine Prüfung bestanden hat, in der mindestens die gleichen Anforderungen gestellt werden, und in der er mindestens mit der Note „gut“ beurteilt worden ist. Unter den gleichen Voraussetzungen kann auch die wissenschaftliche Arbeit erlassen werden, sofern sie ein einschlägiges Thema behandelt und mindestens mit „befriedigend“ bewertet wurde.

Nach der alten Prüfungsordnung können Kandidaten, die die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen bestanden und in einem der Gebiete Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Fremdsprache, Mathematik, Physik oder Chemie die Lehrbefähigung für die Oberstufe erlangt haben, zu einer beschränkten Prüfung zugelassen werden, die allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Pädagogik und zwei Ergänzungsfächer umfaßt. Diese Ergänzungsprüfung erstreckt sich in der Chemie und Physik auf ihre wirtschaftlichen Anwendungsgebiete, insbesondere auf die Technologie, in den Fremdsprachen auf die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Sprachgebietes und die Verkehrssprache des Handels (Handelsbriefwechsel), in der Wirtschaftsgeographie auf die Grundzüge der Geographie des Menschen und die Länderkunde Mitteleuropas und eines anderen wichtigen Erdgebietes.

(wird fortgesetzt!)

tikum dient nach der alten Prüfungsordnung als Nachweis der erfolgreichen Mitarbeit in einem Seminar bzw. Hauptseminar. Ein Institutspraktikum wird gewährt

1. in den volkswirtschaftlichen Seminaren für die Anfertigung eines Referates sowie erfolgreiche Teilnahme an einer Übungsklausur,
2. in den betriebswirtschaftlichen Hauptseminaren für die Anfertigung eines Referates sowie erfolgreiche Teilnahme an einer Klausur.

Im übrigen wird empfohlen, erst nach dem 4. Semester an Seminaren bzw. Hauptseminaren teilzunehmen.

- d) Erwerb eines BGB-Übungsscheines für Anfänger (nicht erforderlich, aber sehr zu empfehlen).
- e) Handelslehramtskandidaten sind zum Nachweis einer zweisemestrigen Teilnahme an praktisch-pädagogischen Übungen verpflichtet.
- f) Anfertigung einer Diplom-Arbeit. Die Themen zu dieser ersten größeren wissenschaftlichen Hausarbeit werden frühestens am Ende des fünften (bisher: vierten) Semesters zugeteilt. Die Bearbeitungszeit beträgt sechs Monate, in Ausnahmefällen kann Verlängerung beantragt werden.
- g) Ordnungsmäßiges Studium. Der Nachweis ist durch das Studienbuch zu erbringen. Die Mindestzahl der je Prüfungsfach zu belegenden und durch Testate nachzuweisenden Stunden beträgt an Vorlesungen, Übungen und Seminaren

#### 1. für Volkswirte

aus dem Gebiet der

Allgemeinen Volkswirtschaftslehre	30 Stunden
Speziellen Volkswirtschaftslehre	20 Stunden
Finanzwissenschaft	15 Stunden
Betriebswirtschaftslehre	20 Stunden
Rechtswissenschaft	16 Stunden
Wahlfächer	je 12 Stunden

#### 2. für Kaufleute

aus dem Gebiet der

Allgemeinen Betriebswirtschaftslehre	30 Stunden
Speziellen Betriebswirtschaftslehre	15 Stunden
Volkswirtschaftslehre	25 Stunden
Rechtswissenschaft	16 Stunden
Wahlfächer	je 12 Stunden

#### 3. für Handelslehrer

aus dem Gebiet der

Allgemeinen Betriebswirtschaftslehre	30 Stunden
Wirtschaftspädagogik	30 Stunden
Speziellen Betriebswirtschaftslehre	15 Stunden
Volkswirtschaftslehre	25 Stunden
Rechtswissenschaft	16 Stunden
Wahlfächer	je 12 Stunden

(Nach der alten Prüfungsordnung galt ein ordnungsgemäßes Studium durch insgesamt 120 Wochenstunden als nachgewiesen. Anhaltspunkte für die Verteilung der Stunden auf die einzelnen Studienggebiete geben folgende Mindestzahlen:

#### 1. Volkswirte

Volkswirtschaftslehre	40 Stunden
Betriebswirtschaftslehre	30 Stunden
Rechtswissenschaft	25 Stunden

#### 2. Kaufleute

Betriebswirtschaftslehre	40 Stunden
Volkswirtschaftslehre	30 Stunden
Rechtswissenschaft	25 Stunden

(Für Wahlfächer waren nach der alten Prüfungsordnung mindestens 6 Wochenstunden erforderlich.)

3. Den ordnungsmäßigen Abschluß des Studiums bildet die Diplom-Prüfung. Sie umfaßt einen mündlichen und einen schriftlichen Teil. Die Diplomprüfung kann frühestens zu Beginn des neunten (früher: siebenten) Semesters abgelegt werden.

### Diplom-Volkswirte, Diplom-Kaufleute und Diplom-Handelslehrer

1. Es ist angebracht, daß der Studierende das erste Semester dazu benutzt, sich langsam in sein Studienggebiet einzufinden. Doch ist es genau so wesentlich, daß er die Gelegenheit wahrnimmt, im ersten Semester etwas herumzuhören, um einen möglichst großen Einblick in andere Studienggebiete zu erhalten. Der Studierende erwirbt sich durch diesen Einblick in die Arbeitsfelder anderer Wissenschaften eine bessere Basis für sein Fachstudium. Es wird empfohlen, Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten zu besuchen, die als solche im Vorlesungsverzeichnis besonders gekennzeichnet sind. Mehr als insgesamt 26 Wochenstunden zu belegen, erscheint nicht ratsam.

2. Diplom-Kaufleuten und Diplom-Volkswirten wird empfohlen, im ersten Semester folgende Vorlesungen zu belegen und zu hören:

- a) Einführung in die Volkswirtschaftslehre. b) Allgemeine Volkswirtschaftslehre und Übungen, falls diese vom gleichen Dozenten gehalten werden. c) allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Übungen, falls diese vom gleichen Dozenten gehalten werden. d) Bürgerliches und Handelsrecht für Wirtschaftswissenschaftler. e) Buchhaltung. f) Wirtschaftsrechnen I. g) Wirtschaftsrechnen II. h) Finanzmathematik. i) Statistik I. Jedoch kann auch Statistik II vor Statistik I gehört werden. k) Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten.

3. Diplom-Handelslehrern wird empfohlen, im ersten Semester folgende Vorlesungen zu belegen und zu hören:

- a) Wesen und Ziele der Bildung I. b) Einführung in die Psychologie. c) Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. d) Allgemeine Betriebswirtschaftslehre. e) Einführung in die allgemeine Volkswirtschaftslehre. f) Allgemeine Volkswirtschaftslehre. g) Buchhaltung. h) Wirtschaftsrechnen I. i) Wirtschaftsrechnen II. k) Finanzmathematik. l) entsprechend den zu wählenden Prüfungsgebieten Vorlesungen und Übungen der Grammatik und Syntax einer Fremdsprache oder Experimentalchemie. m) Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten.

#### Vorklausuren

Die Vorklausuren können jeweils am Ende des Semesters nach vorheriger Anmeldung beim Diplom-Prüfungsamt geschrieben werden. Die Vorklausuren dürfen nur einmal (bisher: zweimal) wiederholt werden. Es wird empfohlen, sich sehr gründlich auf die Vorklausuren vorzubereiten, da es im Hinblick auf das weitere Studium angebracht erscheint, die technischen Fächer sehr bald hinter sich zu bringen. Es ist ratsam, bereits am Ende des ersten Semesters eine Vorklausur zu schreiben. Die Vorklausuren sind vierstündig und dürfen nur geschrieben werden, wenn folgende Vorlesungen gehört sind:

Klausur	Vorlesungen:
a) Wirtschaftsrechnen und Finanzmathematik	Wirtschaftsrechnen Finanzmathematik
b) Buchhaltung	Buchhaltung I Buchhaltung II
c) Statistik	Statistik I Statistik II

Während die Vorklausuren in Wirtschaftsrechnen und Buchhaltung bereits nach dem ersten Semester geschrieben werden können, kann Statistik erst nach zwei Semestern geschrieben werden, da Statistik I und II nicht im gleichen Semester gelesen werden. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Statistik II auch vor Statistik I gehört werden kann.

Studierende, die an einer anderen Universität Vorklausuren geschrieben haben, können beim Diplom-Prüfungsamt erfahren, inwieweit diese angerechnet werden. Als Termine für die Vorklausuren werden empfohlen:

Ende des 1. Semesters: Wirtschaftsrechnen und Finanzmathematik
Ende des 2. Semesters: Buchhaltung
Ende des 3. Semesters: Statistik

### Diplomprüfungen

#### I. Diplomprüfung für Volkswirte

Der Kandidat muß acht (bisher: sechs) Semester an einer anerkannten deutschen Hochschule dem Studium der Wissenschaften, die Gegenstand der Diplom-Prüfung sind, obgelegen haben. Davon muß er das letzte und mindestens ein früheres Semester an der beteiligten Hochschule studiert haben. Außerdem muß er mindestens ein halbes Jahr praktisch in der Wirtschaft gearbeitet haben. Die praktische Tätigkeit wurde bereits oben erwähnt.

Die Prüfung erstreckt sich auf folgende fünf Pflichtfächer:

1. Allgemeine Volkswirtschaftslehre (Wirtschaftstheorie) einschließlich Geld-, Bank- und Börsenwesen.
2. Besondere Volkswirtschaftslehre (Volkswirtschafts- und Sozialpolitik) einschließlich Wirtschaftsgeschichte.
3. Finanzwissenschaft.
4. Betriebswirtschaftslehre (Allgemeine Betriebswirtschaftslehre einschl. Finanzierung und Bilanzen).
5. Die wirtschaftlich wichtigen Gebiete des bürgerlichen Rechts und die Grundzüge des öffentlichen Rechts.

Zu diesen fünf Pflichtfächern tritt ein Wahlfach.

Die Prüfung kann auf Antrag des Kandidaten durch Beschluß des Prüfungsamtes um ein oder zwei Prüfungsgebiete vermindert werden, wenn der Kandidat während der letzten drei Jahre vor einer staatlichen oder akademischen Prüfungsbehörde eine Prüfung bestanden hat, in der mindestens die gleichen Anforderungen gestellt werden. Voraussetzung dafür ist jedoch, daß in den betreffenden Fächern mindestens die Note „gut“ erzielt wurde. Unter den gleichen Voraussetzungen kann auch die wissenschaftliche Arbeit erlassen werden, wenn sie mindestens mit „befriedigend“ beurteilt wurde. Außerdem kann auf Antrag des Kandidaten bei der Prüfung selbst oder nach bestandener Prüfung über die Prüfungsfächer hinaus in einem oder mehreren Ergänzungsfächern geprüft werden.

Die Prüfung besteht aus einem mündlichen und einem schriftlichen Teil. Die Prüfungsleistungen müssen im allgemeinen aufeinander folgen. Doch können einem Kandidaten, der die Prüfung nach Ansicht des Prüfungsamtes ohne sein Verschulden hat abbrechen müssen, die schriftlichen Prüfungen noch innerhalb zweier Semester angerechnet werden.

#### Schriftliche Prüfung:

Die schriftliche Prüfung umfaßt folgende Leistungen:

1. eine wirtschaftswissenschaftliche Arbeit gemäß § 10, I der Pflichtordnung. Ein Thema hierzu kann von dem Kandidaten frühestens am Ende des fünften (bisher: vierten) Studiensemesters und nicht vor erfolgreicher Ablegung sämtlicher Vorklausuren beim Prüfungsamt beantragt werden. Die Frist zur Abgabe der wissenschaftlichen Arbeit umfaßt den Zeitraum von sechs Monaten. Mit der Zuteilung des Themas beginnt das Prüfungsverfahren. Der Kandidat kann das Thema innerhalb von zwei Monaten nach Erhalt mit Begründung zurückgeben. Der geschäftsführende Vorsitzende des Prüfungsamtes entscheidet darüber, ob die vorgebrachten Gründe als ausreichend angesehen werden können. Bei ausreichender Begründung kann der Kandidat bei der nächsten Themenverteilung ein neues Thema erhalten. In diesem Fall werden die eingezahlten Gebühren angerechnet. In besonderen Fällen kann mit Begründung auch das zweite zugeteilte Thema zurückgegeben werden. Darüber hinaus ist eine nochmalige Rückgabe des zugeteilten Themas ausgeschlossen. Wird die Diplomarbeit innerhalb der gestellten Frist nicht abgeliefert, so gilt die Prüfung als nicht bestanden;
2. je eine Klausurarbeit aus den Pflichtfächern (siehe oben) und dem Wahlfach (nach der alten Prüfungsordnung aus den fünf Pflichtfächern). Für jede Klausurarbeit werden mindestens zwei Aufgaben zur Wahl gestellt, zur Anfertigung stehen je bis zu fünf Stunden zur Verfügung.

#### Mündliche Prüfung:

Über die Zulassung zur mündlichen Prüfung entscheidet der Vorsitzende des Prüfungsamtes. Nicht zugelassen wird,

wer in der wissenschaftlichen Arbeit oder in zwei Klausurarbeiten nicht genügt hat. Das Ergebnis der Prüfung wird auf Grund der mündlichen und schriftlichen Prüfung bestimmt. Die Leistungen des Kandidaten in Übungen und Seminaren können dabei berücksichtigt werden. Die Prüfung ist nicht bestanden, wenn der Kandidat zur mündlichen Prüfung nicht zugelassen wird, in einem der volkswirtschaftlichen Pflichtfächer einschließlich Finanzwissenschaft oder zwei sonstigen Fächern nicht genügt oder wenn das „Nicht ausreichend“ in einem der sonstigen Fächer nicht durch gute Leistungen in anderen Fächern ausgeglichen wird.

Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie frühestens nach einem Semester wiederholen. Ist die wissenschaftliche Arbeit mindestens als „befriedigend“ beurteilt worden, so kann dem Kandidaten die Anfertigung einer neuen Arbeit erlassen werden. Im übrigen muß die gesamte schriftliche und mündliche Prüfung wiederholt werden. Ein Wechsel der Fächer ist bei der Wiederholung nicht zulässig.

Eine zweite Wiederholung ist nur aus wichtigen Gründen mit Genehmigung des Ministers zulässig.

Die Prüfungsgebühren in Höhe von 100,— DM für die Diplom-Prüfung für Volkswirte (Wiederholungsprüfung 50,— DM; für erweiterte Prüfung 40,— DM; Wiederholung der erweiterten Prüfung 20,— DM) sind zugleich mit der Meldung zur Prüfung zu entrichten. Sie sind an die Universitätsquästur zu zahlen, und zwar 50,— DM bei dem Antrag auf Zuteilung für die wissenschaftliche Hausarbeit, die restlichen 50,— DM bei der Meldung zur Diplom-Prüfung.

#### II. Diplomprüfung für Kaufleute

Der Kandidat muß acht (bisher: sechs) Semester ordnungsgemäß an einer anerkannten deutschen Hochschule dem Studium der Wissenschaften, die Gegenstand der Diplomprüfung sind, obgelegen haben. Davon muß er das letzte und mindestens ein früheres Semester an der beteiligten Hochschule studiert haben. Außerdem muß er mindestens ein halbes Jahr kaufmännisch tätig gewesen sein. Darauf wurde bereits hingewiesen.

Die Prüfung erstreckt sich auf vier Pflichtfächer und zwei Wahlfächer (bisher: ein Wahlfach).

P f l i c h t f ä c h e r sind: 1. Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, 2. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre (Betriebswirtschaftslehre der Banken, des Warenhandels, der Industrie und der Wirtschaftsprüfung), 3. Volkswirtschaftslehre (Wirtschaftstheorie sowie Grundzüge der Volkswirtschaftspolitik und der Finanzwissenschaft), 4. Die wirtschaftlich wichtigen Gebiete des bürgerlichen Rechts und die Grundzüge des öffentlichen Rechts.

W a h l g e b i e t e sind: Zwei Fächer aus dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und der Technologie, wovon das eine in der Regel ein weiteres Fach aus dem Gebiet der Betriebswirtschaftslehre sein soll.

Als Wahlfächer sind zugelassen:

Gruppe I: 1. Eine spezielle Betriebswirtschaftslehre, soweit diese nicht als Pflichtfach gewählt worden ist, 2. Volkswirtschaftspolitik, 3. Finanzwissenschaft, 4. Statistik, 5. Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 6. Wirtschaftsgeographie, 7. Wirtschaftspädagogik, 8. Soziologie, 9. Politische Wissenschaft, 10. Versicherungslehre;

Gruppe II: 1. Betriebswirtschaftliche Steuerlehre, 2. Verkehrswissenschaft, 3. Sozialpolitik, 4. Physikalische Technologie, 5. Chemische Technologie, 6. Eine Fremdsprache (Wirtschaftssprache).

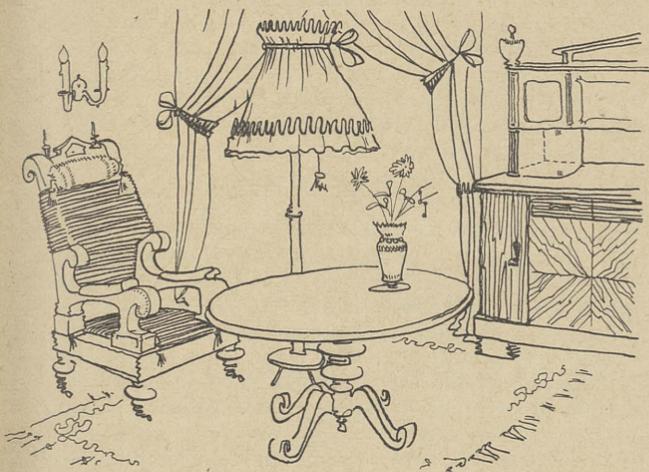
Aus der Gruppe I können beide Fächer, aus der Gruppe II kann nur ein Fach zusammen mit einem Fach der Gruppe I gewählt werden.

[Nach der alten Prüfungsordnung waren als Wahlfächer zugelassen: 1. Statistik, 2. Wirtschaftsgeschichte, 3. Wirtschaftsgeographie, 4. Genossenschaftswesen, 5. Besondere Betriebswirtschaftslehre (sofern diese nicht bereits unter die Pflichtfächer fällt), 6. Technologie, 7. Fremdsprachen, die an der beteiligten Hochschule gelehrt werden.]

Durch Beschluß des Prüfungsamtes können weitere Wahlfächer, die an der beteiligten Hochschule hinreichend vertreten sind, zugelassen werden.

# FORM UND RAUM

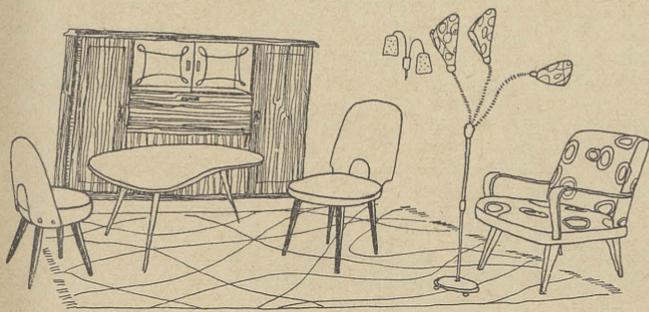
Die Formel: „Materialechtheit plus Richtigkeit der Funktion und Form“ befreite uns vom Wust und Überschwang des 19. Jahrhunderts. Für den Versuch einen neuen Stil herauszubilden, war sie verständlicherweise alleingültig. Auch heute noch gilt dieser Grundsatz, und wir, die Erben dieses Puris-



mus, freuen uns über das neugewonnene Materialgefühl und verwenden in unseren Räumen edle Hölzer, handgewebte Stoffe, Naturmaterialien und zunehmend die verschiedenartigen Kunststoffe. Ein Unterschied zum Bauhaus unter Walter Gropius, zum deutschen Werkbund und zu gleichgesinnten Arbeitsgruppen, die das Prinzip des Funktionalismus am folgerichtigsten und am strengsten handhabten, drückt sich in der Freude an der spielerisch bewegten, natürlichen Form aus, die als gerundete, geschwungene Fläche oder als Körper selbstverständlich von exakten Studien der funktionell richtigsten Linien bestimmt ist.

Bedauerlicherweise bringt diese Entwicklung eine Vielzahl von Mißverständnissen, Auswüchsen und Nachahmungen mit sich, so daß die echte Form mehr und mehr entstellt und in ihrem Sinngehalt entwertet wird. Schuld daran ist ein neutönerisches Epigonenentum, welches das Echte zu Talmi verwandelt, da ihm eine tiefere Beziehung zur Form überhaupt fehlt. Walter Gropius sagt über die Form: „Die Form ist nicht ein Produkt des Intellekts, sondern der menschlichen Leidenschaft. Sie ist eng verbunden mit der Eigenart des Individuums, des Volkes und mit Raum und Zeit. Schöpferische Formgestaltung muß die materiellen wie die geistigen Lebensbedürfnisse befriedigen. Sie soll den menschlichen Geist erneuern, indem sie wissenschaftlicher Erfindung künstlerischen Ausdruck verleiht.“ Die spekulative Verallgemeinerung, vorangetrieben durch die Konjunktur, führt zur Verflachung und damit zur Umkehr der Werte. Die wenigen Beispiele vorbildlicher Industrierzeugnisse sind nicht in der Lage das Gefühl fürs Echte beim Publikum hervorzurufen.

Der Kampf um die gute Form wird nach zwei Seiten geführt. Einmal gegen eine Bürgerlichkeit, die mit bewundernswerter Unbeirrbarkeit an ihrem Geschmack festhält, weil sie völlig in der Vorstellung befangen ist, sich eines Lebensstils nur in Form eines rückgewandten Mimikry versichern zu können. Die reaktionäre Tendenz des Bürgertums hat ihre Ursache darin, etwas sein zu wollen, und sei es in einem altbewährten Zeremoniell. Das andere Mal ist es das Quasi-Moderne, der faule Kompromiß, eben die leichtfertige



Mache approbierter Nichtköner, die ihre Zuständigkeit durch gespielte Modernität ausweisen wollen, wo es nichts anderes ist als eine Art Emblemantik, die in bestimmten Figuren und Deformationen die „Moderne“ an den Mann bringt. Es wird gekauft, weil der Geschmack ebenso sehr fehlt wie der Mut, nicht modern zu sein.

Das Beispiel Dänemarks und Schwedens zeigen, wie eine noch lebendige Volkskunst den Anschluß an die Tradition sichert. Es läßt sich hier weder ein protesthaftes Abheben vom Vergangenen, noch die Arroganz des Anders-sein-wollens erkennen. Die Dinge sind wie sie sind und lassen

In Darmstadt wurde von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft ein Kunstkreis ins Leben gerufen. Der Kunstkreis will das Interesse an der modernen deutschen Graphik fördern helfen, indem er jeweils die gesamte Auflage von graphischen Blättern erwirbt und diese Graphiken den Mitgliedern zu günstigen Bedingungen zugänglich macht. Unter den ersten Blättern sind ein- und mehrfarbige Graphiken von Carl Crodel, Erich Heckel, Josef Hegenbarth, Georg Meistermann, Karl Rössing, Kurt Sohn, Hermann Teuber und Heinz Trökes.

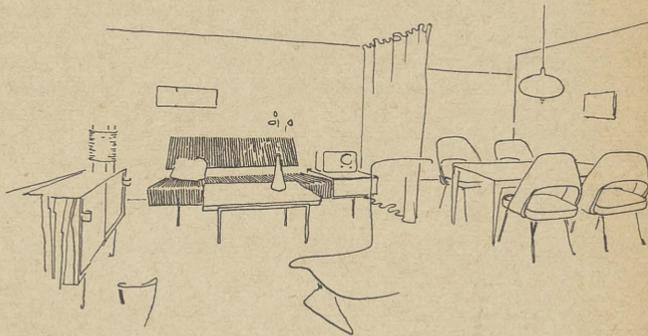
Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlags Reclam GmbH. bei, um dessen freundliche Beachtung wir bitten.

in ihrer Selbstverständlichkeit eine bemerkenswerte Toleranz nach vor- und rückwärts erkennen, eine Toleranz, die den einzelnen zugleich prekärer Geschmacksdiktur entzieht und ihm bei der Verwendung älterer und neuerer Formen Ermessensfreiheit zubilligt. Die Form ist keineswegs durch den Hinweis charakterisiert, sie sei eine durchaus erlernbare Technik; die Form ist vielmehr der Ausdruck einer bestimmten Lebenshaltung des einzelnen und der Gesellschaft.

Dennoch sind direkte Wege zu suchen, einem mißratenen Formsinn und seinen industriellen Produkten zu begegnen. Ein möglicher Weg wäre vielleicht eine stärkere Förderung des Handwerks; denn hier scheint noch ein unmittelbarer Bezug zum Material und zum Mensch gegeben. In der augenblicklichen Lage wagt der Pessimist kaum mehr an die Überwindung des Kitsches zu glauben. Der Optimist vertraut auf eine allmähliche Einengung und der Phantast hofft auf eine Umwälzung innerhalb der Erzeugung, zugunsten eines Zukunftstils. Der Verfasser rechnet mit einer sich stärkenden Mitte zeitgemäßer, auf die Dauer lebensfähiger, vor allem unmodischer Industrierzeugnisse.

Ein hervorragendes Beispiel für moderne Wohngestaltung bietet eine Gruppe internationaler Gestalter, bekannt unter dem Namen Knoll International Group New York. Sie befaßt sich mit den Formen zeitgemäßen Wohnens. Ob das Objekt ein Bauwerk, ein Stuhl, ein Beleuchtungskörper oder ein Stoff ist, die Geschicklichkeit bei der Lösung eines Wohn-

problems bleibt hier immer die gleiche. Es ist immer Ausdruck desselben Suchens nach einem Gleichgewicht von Nützlichkeit und Schönheit. Bei allen Gegenständen der Knoll International hat man trotz Gültigkeit der Form nie



den Eindruck doktrinäer Einförmigkeit, sondern den, daß hier einer Entwicklung der Weg offen gehalten wird.

Die großen Verkaufserfolge der Möbel von Knoll International beweisen, daß sich das breite Publikum Schritt für Schritt der Dinge annimmt. Man muß lernen, die neuen Formen richtig zu sehen, so wie man lernen muß Musik zu hören. Die hier zu Lande ewige Entschuldigung der Industrie mit dem „Publikumsgeschmack“, die den Kitsch bei den Gebrauchsgütern unvermindert blühen läßt, bedürfte doch einer Klärung bevor sie glaubhaft wäre.

Wolfgang Bader (Text) und Manfred Diehl (Illustrationen)

## Die Misere des guten Films

Es geschieht etwas für den Film.

Das Kino wuchs aus der Schaubude. Auf dem Rummelplatz war es groß, mächtiger als Buch und Theater. Im Kitsch fanden sich Idee und Masse. Es war erregend, es war wild und ursprünglich. Es war der Durchbruch des Elementaren in einer hygienischen Welt. Es war Orkus, Hölle, Blocksberg alles in einem. Noch im Kitsch unerhört.

Das ist vorbei. Vorbei das Gewagte, das Riskante, das Noch-nie-Dagewesene. Dieser Nachfahre der Dame ohne Unterleib ist arriviert. Die Zeit ist vorbei, als das Zelt mit dem Salto Mortale noch Nachbar der Bude mit dem Kinematographen war. Die Gesellschaft hat triumphiert. Sie hat die Kühnheit und den Exzeß erstickt. Sie duldet nur eines: die Plattitüde.

Das Kino war ein „Pan-optikum“.

So etwa: Carlo Mierendorff, schon 1920.

Und heute?

Heute gibt es die Filmclubs. Allerdings kennt man sie schon länger — seit den zwanziger Jahren. Nur Zahl, Größe, Organisation haben sich gewandelt. Vor allem wohl die Organisation. Es gibt über 200 Filmclubs in Deutschland; etwa 70 Jugendfilmclubs, 12 Film-Studios an den Hochschulen und etwa 150 „Clubs“.

Ihnen gegenüber steht die „Gilde der Filmkunsttheater“ mit den „Freunden der Gilde“. Sozusagen eine Gemeinschaft von Filmbegeisterten, die sich um ein Kino scharen. — Man versteht sich vielleicht nicht so gut mit den Filmclubs (man ist ja schließlich Profi), aber warum sollte man sich nicht gemeinsam organisieren. Und so wurde der „Rat der deutschen Filmkultur“ gegründet. Es begann gleich mit einem Skandal; die Spitzenorganisation der deutschen Filmwirtschaft (Spio) protestierte dagegen, daß nur die Abnehmer und nicht auch die Hersteller verantwortlich seien für Filmkultur. Wie konnte man das nur übersehen? Wahrscheinlich wurde der Streit inzwischen beigelegt, es ging ja nur um das Prestige.

Man ist organisiert. Man ist wer. Nur wer?

Am bemerkenswertesten scheinen die Studios an den Universitäten zu sein. Sie haben die klarste Linie, vielleicht ist sie aber dort auch nur am klarsten formuliert. Sie haben sich in der Fiag (Filmarbeitgemeinschaften an den deutschen Hochschulen) für sich zusammengeschlossen und sind sich in ihrer Struktur gleich. Ein Programmausschuß wählt die Filme aus, die gezeigt werden sollen. Dies ist nicht einfach, denn man ist nicht vollkommen Herr seiner Wahl. Die Verleihfirmen geben ihre Filme erst nach 2—3 Jahren an die Studios ab, zu einem Zeitpunkt also, zu dem der Film auch das letzte Hinterwäldlerkino durchlaufen hat. Es ist schwierig, ein kontinuierliches, instruktives Programm aufzubauen (und das ist ja das Ziel). Die Verleiher sind auch nicht gerade gut Freund mit den Clubs, denn zu verdienen ist da nicht allzuviel.

Die Arbeit der Studios geht über das Zeigen von „guten Filmen“ hinaus. Wenn man auch selbst kaum oder nur in unbedeutendem Umfange Filme herstellen kann (Kurzfilme, wis-

senschaftliche Filme), begnügt man sich doch nicht mit dem Hinweis auf den „guten Film“. Man will auch an ihm arbeiten. Und die Filmseminare der einzelnen Institutionen erstreben eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen Film und den einzelnen Filmen durch Diskussionen, Vorträge, Kurse, den Aufbau von Bibliotheken.

Kintopp, wie haste dir verändert.

Nicht mehr erlebt im zugigen Zelt, von der Holzbank aus, angesagt von der heiseren Stimme, dem Mann am Klavier.

Keen „tieferjreifendes Drama“ mea, nischt von „dolla Komik“.

Einer der ersten Filmclubs war die Londoner Film-Society, gegründet 1925. Man traf sich zu den Sonntagsmatineen in einem der größten Londoner Premientheater. Die Prominenz war versammelt, um Filme zu sehen, die als „unkommerziell“ nicht öffentlich gezeigt wurden. Man traf sich. Bernard Shaw öfters und auch H. G. Wells. Die Presse beachtete diese Matineen mehr als irgendeine andere Vorstellung. Sie waren ein gesellschaftliches Ereignis. Man traf sich.

Genau so hat man schon Konzerte zu Museumsveranstaltungen degradiert und das Theater totgemacht. Dunkler Anzug? Katharsis bei Perlenkette und Dekolleté? Doch hat Gesellschaft noch andere Insignien: die Cordhose, wo sie als Parteiabzeichen getragen wird. Auch die „Avantgarde“ hat ihre Tradition.

Der Traum der Filmclubs wäre wohl, Einfluß auf die Produktion zu nehmen. Mit flammendem Schwert und gutem Gewissen den Kitsch auszurotten. Es wurde schon davon gesprochen, daß es kein sehr großes Risiko mehr bedeute, einen „guten Film“ zu drehen. Die Kosten seien weitgehend durch die filminteressierten Kreise zu decken. — Heilige Einfalt. — Die Summen, mit denen die Filmindustrie — und nach Aufbau und Organisation ist sie eine Industrie und könnte anders wahrscheinlich gar nicht existieren — rechnet, sind so hoch, daß 220 Filmclubs dabei wirklich keine Rolle spielen. „Marty“ war einer der billigsten Filme der letzten Jahre, und er kostete um 600 000 Dollars. Eine mittelgroße amerikanische Filmgesellschaft, die etwa 30 Filme im Jahr dreht, muß 60 Millionen Dollar einnehmen, um lebensfähig zu bleiben. Das kann man nicht mit dem Hut in der Hand einsammeln.

Dem Film werden die gefährlich, die etwas für ihn tun wollen. Kunstbessenenheit neutralisiert den Protest. Die penetrante Kennerschaft ignoriert das Außergewöhnliche und nennt Kunst, was sich der Schablone beruhigender Erbaulichkeit fügt — auch die Koketterie mit dem Wagnis täuscht darüber nicht hinweg.

Lancierte Kunst ist das Gemächte der Opportunität und bequemen Übereinkunft.

Der Film soll adoptiert, das außereheliche Kind der bürgerlichen Kultur in den Schoß der Gemeinschaft aufgenommen werden. Es ist soweit. Erge

Für Studierende Sonderbezugspreis DM 2.90 monatlich

**Deutsche Zeitung**  
und Wirtschafts Zeitung

Die Zeitung mit der instruktiven Information in Politik und Wirtschaft. Kein Nachrichtenblatt, sondern eine Zeitung, die in tieferschürfenden Kommentaren die Lage erörtert und ohne Rücksichtnahme auf Interessengruppen den Problemen unserer Tage auf den Grund geht. Die Beschränkung auf das Wesentliche und die Schärfe der Analysen entsprechen den Anforderungen, die gerade Studenten an eine Zeitung stellen.

Versand in den Semesterferien auch an die Heimatanschrift

Verlag: Curt E. Schwab G. m. b. H., Stuttgart W, Silberburgstraße 193

# Werkzeug und Geschichte

Der Historiker, der sich im Sinne der herkömmlichen Methodik vornehmlich an die politischen oder geistesgeschichtlichen Haupt- und Staatsaktionen hält, ist sich nicht immer dessen bewußt, daß er damit seinen Aufgabenbereich erheblich einengt. Jene politischen oder geistesgeschichtlichen Ereignisse werden nur scheinbar in ihrem Sinn begriffen, wenn sie isoliert von der jeweiligen sozialhistorischen Gesamtsituation betrachtet werden. Diese wiederum ist charakterisiert durch eine bestimmte technologische Stufe. Die Geschichte der Technologie ist für die meisten Historiker ein bloßes Randphänomen, obwohl gerade hier sich außerordentlich interessante Untersuchungsgegenstände bieten. Namentlich die prähistorischen Werkzeugfunde werfen eine ganze Reihe anthropologischer Fragen auf.

Die Urgeschichte des menschlichen Denkens, verknüpft mit dem Entstehen einer artikulierten Lautsprache, ist von der Herstellung der primitiven Produktionsinstrumente nicht zu trennen. Die gesellschaftliche Arbeit hebt die Menschen aus der bloß biologischen Existenzweise heraus. Abstraktionsvermögen, Generalisierung, logische Verknüpfung der Begriffe entstehen im Zusammenhang mit der Erzeugung von Werkzeugen. In der unmittelbaren Einheit von Denken und Arbeit bilden sich nicht nur formale Denkstrukturen heraus, die sich bis heute durchgehalten haben, sondern auch inhaltliche Motive innerhalb der archaischen Kunst und Mythologie, deren Charakter zusammenhängt mit dem historischen Stand der Produktionsinstrumente und die durch gesetzten sozialen Beziehungen der Menschen.

Orientieren sich die frühesten Arbeitsgeräte, die uns überkommen sind, an Formen menschlicher Organe, etwa am Arm oder an der Hand, so zeigt die Entwicklungstendenz, die zur modernen Maschinerie führt, daß sich die Werkzeuge immer mehr entorganisieren.

Erst seit dem Aufklärungszeitalter, namentlich seit Vico, Condorcet und Voltaire kümmert sich die Geschichtsschreibung eingehender um die Faktoren der materiellen Produktion und ihre anthropologisch-soziologische Rolle. Von B. Franklin stammt das bezeichnende Wort, daß der Mensch ein „tool-making animal“ sei.

Die im 19. Jahrhundert sich immer stärker durchsetzende Technisierung und die sozialen Strömungen in ihrem Gefolge konkretisieren die Einsichten der Aufklärer. Bei Hegels Satz „Der Mensch hat seine Macht über die äußere Natur seinen Werkzeugen zu verdanken“ bleibt es in der Folgezeit nicht. Von den französischen Historikern der Restaurationszeit bis zum Marxschen dialektischen Materialismus wird die Rolle des Werkzeuges in der Geschichte immer wieder hervorgehoben. Geschult an der industriellen Wirklichkeit ihrer Zeit, wenden diese Männer sich auch untergegangenen ökonomischen Stufen zu.

Ein hervorragender Kenner nicht nur der Geschichte der Werkzeuge, sondern auch der verschiedenen historiographischen Auf-

fassungen ist der bei uns noch wenig bekannte englische Archäologe Gordon Childe, von dem im Globus-Verlag, Wien, zwei schmale, aber bedeutsame Bändchen erschienen sind, „Triebkräfte des Geschehens“, „Eine Geschichte der Werkzeuge“, Tagblatt-Bibliothek Nr. 1295 und 1288 (In Anlehnung an: „Man makes himself“, London 1936).

Mit der Bereicherung der Geschichtswissenschaft um neue Materialien stellen sich alte methodische Probleme aufs Neue.

Eine historische Methode darf nicht nur ein dem Gegenstande mehr oder weniger angemessenes äußeres Verhalten sein, sondern immer auch Theorie der geschichtlichen Wirklichkeit. An Childes Methode ist bemerkenswert, daß sie den Geschichtsverlauf nicht als zusammenhangloses Aggregat bloßer facts betrachtet. Childe lehrt, wie die Geschichtswissenschaft vom begrifflosen Deskriptivismus zum wirklichen Erfassen historischer Strukturen gelangen kann. Das bedeutet nicht notwendig den Versuch einer universalhistorischen Konstruktion, sondern läuft auf den Aufweis geschichtlicher Tendenzen hinaus, die den Bestrebungen der Menschen entgegenkommen.

Einen breiten Raum der Betrachtungen Childes nimmt die Darstellung verschiedener methodisch-historiographischer Auffassungen auf dem Hintergrund der jeweiligen Zeitumstände ein. Der Autor behandelt die magische und theologische Geschichtsschreibung, setzt sich mit einer Reihe naturalistischer Auffassungen auseinander, so mit der geographischen Milieutheorie und der Rassenlehre, um schließlich zu der These „Geschichte als schöpferischer Prozeß“ zu gelangen. Das Wirken äußerlicher metaphysischer Gewalten leugnet er ebenso wie die Vorstellung eines blind-mechanischen Ablaufs.

Geschichte ist keine über den Menschen waltende Macht, sondern deren eigenes Produkt. Geschichte ist weder ein Chaos noch ein mit mathematischer Exaktheit sich abwickelnder Vorgang. Die Gesetzmäßigkeiten, die Childe im Auge hat, treten in der Dynamik der Industriegeschichte zutage und sind anderer Art als die Gesetze der Naturwissenschaft.

Wer sich für den von Childe hervorgehobenen technologischen Aspekt der geschichtlichen Bewegung interessiert, wird zweifellos manches Neue erfahren. Nicht nur wird ihm auf knappem Raum in lesbarem Stil ein Überblick über Entstehung und verschiedene Arten der Geschichtsschreibung geboten, es wird ihm auch die Tatsache bewußt gemacht, daß die menschliche Geschichte nicht erst vor 5000, sondern bereits vor 500 000 Jahren beginnt. Wichtige Beziehungen zwischen Geschichtswissenschaft, Archäologie, Geschichtsphilosophie und Soziologie werden herausgestellt. Childe begnügt sich nicht mit bloßer Darstellung des Materials. Durch seine Betrachtungen schimmert die Idee, daß die entscheidende Aufgabe der Menschen heute darin besteht, die von ihnen entfesselten Mächte unter ihre rationale Kontrolle zu bringen. Insofern verwirklicht er etwas von jener „philosophischen Geschichte der Industrie“, wie sie schon dem Saint-Simonisten Enfantin vorschwebte.

Alfred Schmidt

## Für Volkswirte und Juristen

Mellerowicz, Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Sammlung Göschens, Bd. I, achte Aufl. 1954, Bd. II u. III, neunte Aufl. 1956, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, Umfang der Bände zwischen 112 und 143 Seiten, Preis je Band 2,40 DM.

Eine achte und neunte Auflage stolz als „unverändert“ anzupreisen, mag verwunderlich sein; ungefährlich ist es auf jeden Fall. Der Leser kann die Anachronismen im Text ja erst bemerken, wenn er das Buch gekauft und bezahlt hat. Gewiß, die „Allgemeine Betriebswirtschaftslehre“ von Mellerowicz ist nicht veraltet. In ihrem eigentlich „betriebswirtschaftlichen“ Teil, bei der Abhandlung der Theorie der Produktion und ihrer Anwendung, bei der Darstellung der betrieblichen Funktionen ist sie so brauchbar und aktuell wie nur jemals. Gerade darum bleibt unerfindlich, warum es nicht möglich war, im einleitenden Teil z. B. den hoffnungsvollen Ausblick auf die dritte Lesung des Betriebsverfassungsgesetzes (Bd. I S. 93) durch die Feststellung zu ersetzen, daß jenes Gesetz seit mehr als vier Jahren zu Ende gelesen und längst Praxis geworden ist? Auch dürften sich die Erfahrungen in sozialer Betriebsgestaltung heute nicht mehr auf das gewiß anerkennenswerte Beispiel der Duisburger Kupferhütte beschränken. Die Anachronismen wirken um so störender, mit je geringerem Aufwand von Autor und Verlag sie zu beheben gewesen wären. Schließlich handelt es sich ja nicht um den pietätvollen Neudruck historischer Ausgaben, sondern um Neuauflage eines gängigen Lehrbuchs.

Wer sich gleichwohl nicht abschrecken läßt: Die Auseinandersetzung mit dem Problem des gerechten Lohnes, die immer wieder hervorgehobene Beziehung des Betriebes zur Gesellschaft und die ersten Mahnungen an den Betriebswirt, seine Aufgaben in der Allgemeinheit über noch so perfektonierter Verfolgung des Eigenzweckes nicht zu vergessen, schon diese Partien machen es lohnend, jene drei Göschens-Bändchen zu besitzen.

Forsthoff, Öffentliches Recht, Sammlung staats- und verwaltungsrechtlicher Gesetze vornehmlich für den akademischen Unterricht, W. Kohlhammer, Stuttgart 1956, 732 Seiten, Plastikband, 15,60 DM.

Der Wert einer neuen Sammlung von staats- und verwaltungsrechtlichen Gesetzen ist nur durch Vergleich mit bereits eingeführten Werken ähnlicher Art zu ermitteln. Wird sich also die Sammlung von Forsthoff „Öffentliches Recht, Vornehmlich für den akademischen Unterricht“ neben dem „Sartorius“, dem hessischen „Fuhr-Pfeil“ u. ä. durchsetzen können? Mehr als z. B. Sartorius bietet Forsthoff vor allem auf zwei Gebieten: Einmal bringt

mit ihren gesetzlichen Grundlagen. Gewiß, das Vertrauen der Bevölkerung zur Verwaltung könnte unter Umständen durch eine qualitativ erstklassige Personalausstattung und durch Verringerung und Konzentration der Aufgaben mehr gefördert werden als dadurch, „daß man jedem Augenzwinkern einer Verwaltungsbehörde eine seitenlange Rechtsmittelbelehrung und einen jahrelangen Rechtsweg anhängt“ (so Sigl, S. 18). Aber haben die Behörden das Mißtrauen des Staatsbürgers nicht provoziert, indem sie ihre Kompetenz und vor allem deren Grenzen nicht mehr zu kennen schienen? Es ist schade, daß Sigl die Brücke zwischen Verwaltung und Gesetz nicht überall so sichtbar gemacht hat wie z. B. bei der Darstellung des Gewerblichen Zulassungswesens oder der Energieversorgung.

Hirsch, Leitfaden für das Studium des Handels- und Gesellschaftsrechts, Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt 1956, 156 Seiten, brosch. 4,50 DM.

Der Genuß einer Vorlesung und ihr hörendes Verarbeiten werden oft durch den Zwang zum Mitschreiben beeinträchtigt. Möglichst exaktes Mitschreiben ist aber unvermeidlich; nicht alles steht so im Lehrbuch, wie der Professor es vorträgt und in der Prüfung verlangt. Die üblichen Skripten — unter dem Tisch gehandelt mit der Bitte, sie in der Vorlesung nicht zu zeigen und zu benutzen — sind kein Ausweg: Zu ungenau ist ihr Inhalt, zu zweifelhaft sind die Akririe und wissenschaftliche Potenz der geschäftstüchtigen Verfasser und Verbreiter. Wird der neue Typ des „Leitfadens“ hier Abhilfe schaffen? Als Versuch liegt vor ein „Leitfaden für das Studium des Handels- und Gesellschaftsrechts“. Halbspaltig gedruckt zur Ergänzung in der Vorlesung und bei ihrem späteren Durcharbeiten, bringt dieses Büchlein den Vorlesungsstoff in streng systematischem Telegammstil, um „den Verlauf der an die Ohren klingenden und an ihnen vorbeirauschenden Rede in den Grundlinien auch für das Auge festzuhalten und den behandelten Gegenstand in Stichworten aufzufangen“. Dieses im Vorwort gesteckte Ziel zu erreichen, ist dem Verfasser gelungen. Kritisch anzumerken bleibt, daß die Problematik des Vorlesungsstoffs zuweilen verflacht wird. Daß z. B. das Wohnrecht auch hinsichtlich zwingender gesetzlicher Vorschriften abändernde Kraft besitzt (S. 2), ist in dieser Allgemeinheit falsch, selbst wenn es mit dem Zusatz „herrschende Meinung“ bekräftigt wird. Wohnrecht kann doch nur in bestimmten Grenzen contra legem gesetzt werden — die Vorlesung wird (wenn sie diese Frage hier überhaupt behandelt) kurz darauf eingehen, ohne ihre Systematik darüber einzubüßen; dem Leitfaden sollte das auch möglich sein. Ob sich die Idee des „Leitfadens“ durchsetzt, soll hier nicht prophezeit werden; ein Versuch mit dieser neuen Art eines Studienbuchs dürfte jedoch für jeden von Interesse sein.

Herold, Bank- und Börsenrecht, Systematischer Grundriß, Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt 1956, 167 Seiten, Ganzleinen, 9,75 DM.

Besondere Universitätsdisziplin ist Bank- und Börsenrecht nicht. Der Stoff wird gewöhnlich aufgespalten in Handels-, Gesellschafts-, Wertpapier- und Bürgerliches Recht sowie Bankbetriebslehre usw., und dort mit abgehandelt. Die Lektüre eines systematischen Grundrisses über Bank- und Börsenrecht bietet zunächst den Vorteil einer Wiederholung jener Gebiete. Da diese zudem unter einem besonderen Blickpunkt erfolgt, gewinnen auch bereits geläufige Rechtsinstitute als Teil des durch Geschäftsbedingungen modifizierten Bank- und Börsenrechts neuen Geschmack. Dabei stört jedoch die Aversion des Verfassers gegen spezielle Literaturhinweise. So erwähnt er z. B. (S. 43) zwei „bedeutsame“ Entscheidungen des Reichsgerichts ohne Fundstellenangabe. Es bleibt dem Leser überlassen, sich diese aus irgendwelchen Registern herauszuklauben. Literaturhinweise dürften aber nicht nur den Studenten interessieren, sondern gerade auch dem Nachwuchs der Bankwirtschaft zuträglich sein, dem der Grundriß vornehmlich gewidmet ist. Sehr zu loben ist dagegen der Gedanke, im letzten Drittel des Buches die wichtigsten Normen des behandelten Rechtsgebietes (Gesetz über das Kreditwesen, den Niederlassungsbereich von Kreditinstituten, die Verwahrung und Anschaffung von Wertpapieren, das Börsengesetz sowie die Allgemeinen Geschäftsbedingungen der Banken) als Anhang darzubieten. K.

Thomas Mann: „Nachlese“, Prosa 1951—1955, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1956, 241 Seiten, Leinen, 16,80 DM.

Nach Erika Manns Büchlein „Das letzte Jahr“, das das zur Neige gehende Leben des großen Dichters Thomas Mann in skizzenhaft tagebuchartiger Form schildert, liegt uns nun eine Sammlung der letzten seiner Arbeiten vor. „Nachlese“, Prosa 1951—1955 — erschienen im S. Fischer Verlag — gibt Aufschluß über die literarischen Probleme und Pläne, die ihn wohl schon in Californien sicher aber in der Schweiz beschäftigt haben.

Es sind historische Persönlichkeiten der Literatur, Kleist, Tschchow, Schiller, denen der Dichter seine letzten Jahre gewidmet hat. Nicht weniger interessant als der hier sichtbar werdende Versuch, sich selbst in die Tradition der europäischen Literatur einzuordnen, erscheinen uns aber seine, im vorliegenden Buch erstmals veröffentlichten kleineren Arbeiten, seien es nun Nachrufe für Freunde, die der Tod aus seinem Kreise nahm, seien es ehrende Worte, Worte des Dankes oder Antworten auf Fragen der Gegenwart. Sie alle geben beredtes Zeugnis von einem Manne verhalten-skeptischen Urteils.

O. S.

# Ecole de Paris

(Fortsetzung aus Heft 10, 1956)

Die Sonntagsmaler sind, leider ohne ihren genialen Stammvater Rousseau, mit dem heiteren Vivin, dem brutaleren Bombois und dem unerheblichen Bauchant ausführlich vertreten. Hier herrschen ergötzliche infantile Additionsesetze. Die Menschen sind auf eine bestimmte Gebärde, die ihr Tun und Herkommen ausdrückt, fixiert und ohne Kommunikation untereinander in die Bildebene gesetzt. Isoliert stehen sie da wie Puppen, gehegt von einem liebevollen Behagen am Detail.

Ein raffiniert hingestricheltes Aquarell des graziösesten der „Wilden“, Dufy, scheint Rokoko ins 20. Jahrhundert zu übertragen. Hier wird impressionistisches Fluidum zum verselbständigten Schnörkel; Menschen und Gegenstände tänzeln gleichberechtigt in der Fläche.

Kubismus

Rogers de La Fresnays' Zug zu einer motorisch-rhythmischen Monumentalität kommt in den zwei gezeigten Bildern nicht recht zum Ausdruck. Ein gutes neusachliches Portrait zeigt noch kubistische Relikte. Für den klassischen Kubismus stehen Braque und Gris, darunter ger herrliche „Pierrot“. Man vermißt L'Hote und Metzinger. Dafür sind drei bezeichnende Bilder von Delaunay vorhanden, markante Stationen seiner Entwicklung, die seine Einflüsse auf Macke und Feininger deutlich machen in jener eigentümlichen Bildstruktur, bei der zwei Ebenen übereinandergelagert sind, eine gegenständliche, wenn auch kubistisch deformierte, mit eigenen Farbwerten und ein abstraktes Flächengefüge, welche beide miteinander korrespondieren und aus ihrer bald stärkeren, bald schwächeren linearen und farbigen Kongruenz faszinierende Effekte schlagen. Des vielgesichtigen Picasso Bestes findet sich wohl in jener geschmeidigeren neukubistischen Phase der dreißiger Jahre. Interessant das Portrait von 1901, psychologisch und gesellschaftskritisch, malerisch in der Nähe der Fauves. Legers Bilder vermitteln gleichfalls einen Werdegang, von dem dynamischen Stillleben von 1913, das seinen Titel Lügen straft, zu einer beruhigten Emblematik der späteren Jahre.

Das Werk des musikalischen, feinsinnigen Villon führt in einem andern Weg zu den Abstrakten als die expressive Landschaft des früheren Kandinsky, deren Farben sich zu verselbständigten trachten. Ihnen ist die gegenständliche Folie nur Vorwand für ein freies Konzertieren.

Der stärkste Vertreter dieser Richtung ist zweifellos Manessier, der, ein Gegenständliches, Erlebbares (Hafen, Dornkrone) zum Anlaß nehmend, einen Kosmos auf einer Grundfarbe aufbaut, bis in die kleinsten linearen Verästelungen zwanglos geprägt von dem übergeordneten Bezugssystem. Soulage ist knalliger und stellt vieles dem Zufall anheim.

Semiabstrakt, mit einem dynamischen Gestus, der in die Horizontale des Frieses drängt, prädestiniert für monumentale Wandmalerei, erinnert Masson an die deutsch-holländischen Freskomaler des Expressionismus, Cesar Klein und Thorn-Pricker.

Das einzige surrealistische Bild ist von Tanguy. Er scheint mir der einzige Maler dieser Richtung zu sein, der über bloße Schockwirkung hinausgelangte und eine echte poetische Bildwelt von Eigenwert erstehen ließ, die nicht auf Aggression angewiesen ist. Er beschränkt sich nicht wie Dali auf eine alogische Montage von Wirklichkeitspartikeln, auf jenes stets neu arrangierte Tableau abgegriffener tiefenpsychologischer Symbole und Beziehungen: er schmilzt um zum Kunstwerk eigener Gesetzmäßigkeit, findet neue abstrakte, visionäre Zeichen in einer Aura makaber Verspieltheit. Bleibt noch der große Konfessor und Ankläger Rouault, der Bloy der Malerei, der wie kein anderer heute die Erfahrung vom „homo homini lupus“ ins rauhe, expressive Bild bringt.

V. K.

## Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

### Politik

Ein Denkmal für Hitler. Reisetagebuch eines Kunsthistorikers. Klaus Fischer in Frankfurter Hefte. 1956, H. 12.

Ausblicke auf die Welt von Übermorgen.

Alfred Frisch in Deutsche Rundschau. 1957, H. 1.

Die Korporationen und die Demokratie.

Dieter Grossherr in Die Neue Gesellschaft. 1956, H. 6.

Die Herkunft der Vernunft. Die schrecklichen Umwege: Ungarn und Ägypten.

Eugen Kogon in Frankfurter Hefte. 1956, H. 12.

Müssen Preise immer steigen? Möglichkeiten und Wege zur Preissenkung.

Kurt Penzlin in Die Politische Meinung. 1956, H. 6.

Zum Thema: Selbstbesinnung.

in Offene Welt. 1956, H. 46.

### Kultur

Gedanken zur freien Erwachsenenbildung.

Hellmut Becker in Merkur. 1956, H. 12.

Absoluter und christlicher Humanismus. Über die politische Rolle der Universität.

Fritz Fischer in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.

Die Verwaltung der Hochschule. Alte und neue Wege.

Hans von Hippel in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.

Himmel und Hölle. Über Hypnose, Drogen u. mystische Visionen.

Aldous Huxley in Der Monat. 1957, H. 100.

Förderung von Nachwuchs und Forschung. Betrachtungen zur „Techniker-Offensive“ des Ostens.

Heinz-Günther Mehl in Deutsche Universitätszeitung.

1956, H. 23/24.

Buchproduktion und Buchmarkt in der sowjetischen Besatzungszone.

Karl Rauch in Deutsche Rundschau. 1957, H. 1.

Arbeiterbildung heute.

Hans Tietgens in Die Neue Gesellschaft. 1956, H. 6.

### Wissenschaft

Das hypothetisch-konstruktive Denken. Zur Methodologie der Naturwissenschaft.

Herbert Feigl in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.

Das Ende der Persönlichkeit.

Arnold Gehl in Merkur. 1956, H. 12.

Das Problem der Selbsterkenntnis.

Theodor Litt in Universitas. 1956, H. 12.

Das Problem der Massenwanderungen im System der Sozialwissenschaft. Ein Beitrag zur „Flüchtlingwissenschaft“.

Heinrich Rogge in Studium Generale. 1956, H. 9.

Über die Grundlagen universal gültiger Wirtschaftswissenschaft.

Walter Tauber in Studium Generale. 1956, H. 9.

Photocopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.



er die Geschäftsordnungen von Bundesrat, Bundestag, Bundesregierung usw. und zum anderen (auf kulturellem Gebiet) das Abkommen zwischen den Bundesländern zur Vereinheitlichung des Schulwesens, das deutsch-französische Kulturabkommen, den Staatsvertrag über den Norddeutschen Rundfunk. Wenn Forsthoff auch die Verwaltungsgerichtsgesetze der einzelnen Länder aufgenommen hat — bis herab zu den vor allem in Anfängerübungen beliebten Vorschriften, die in den Bundesländern die Stelle des berühmten §14 PVC einnehmen, konnte Forsthoff sich der Rechtszersplitterung wegen schon aus Raumgründen nicht versteigen. Für die Anschaffung entscheidender mag eine andere Erwägung sein: Der „Forsthoff“ kostet rund halb so viel wie der „Sartorius“. Das der „Forsthoff“ gleichwohl für Studienzwecke genügt, verbürgt der Name des Herausgebers. Im Gegensatz zum „Sartorius“ ist der „Forsthoff“ keine Loseblattausgabe. Die Abnahme kostspieliger Ergänzungslieferungen, damit aber zugleich die Gewissheit, stets auf dem letzten Stand zu sein, entfallen für den Besitzer des „Forsthoff“. Da jedoch die erste Gesetzgebungshysterie des jungen Bundes inzwischen abgeklungen ist, dürfte die Aktualität des „Forsthoff“ für die Dauer eines Studiums gewahrt bleiben. Hier liegt allerdings ein Risiko.

Sigl, Einführung in das Wirtschaftsverwaltungsrecht, Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt 1956, 118 Seiten, brosch. 5,— DM.

Das Unbehagen junger Juristen bei der rechtlichen Beurteilung einer wirtschaftlichen Tätigkeit der öffentlichen Hand ist schon darum nicht verwunderlich, weil es hier an strikten Gesetzen fehlt; je üppiger und formloser die „Daseinsvorsorge“ in der Verwaltung wuchert, desto unheimlicher erscheint sie dem in der Strenge des BGB erzogenen Studenten. Diese Entfremdung zu überwinden, hätte Ziel einer „Einführung in das Wirtschaftsverwaltungsrecht“ sein können. Sigl hat es nicht erstrebt, denn — laut Vorwort — „wurden . . . Verweisungen auf andere Bücher, auf Zeitschriften und Gesetzesblätter vermieden. Wo der Text von gesetzlichen Bestimmungen oder von Gerichtsurteilen von Bedeutung ist, wurde er im Wortlaut oder auszugsweise wiedergegeben.“ Die Quellen öffentlichen Rechts werden also auch in diesem Büchlein mystisch bleiben. Aufgabe einer Einführung kann aber nicht nur die — gewiß notwendige — Schilderung tatsächlicher Wirtschaftsverwaltung sein, sondern vor allem eine Verbindung der Praxis

## Franz, ein Franzose

Ein Land genannt Francia / lustig und fruchtbar / fast wonnesam / ist gegen Sonnenuntergang / am Meer gelegen. Darinnen eine treffliche Stadt / genannt Paris / mannigem wissend / der sein Gemüt gänzlich richt auf zeitlich Freud und Wollust des Leibes / in welcher Stadt François Villon anno Domini 1431 / den Schauplatz der Welt betrat / im selbigen Jahre / wo die Jungfrau / Gott hab sie selig / zu Rouen gemartert wurde. Die Welt gefiel ihm wohl / er war freien Mutes und schickte sich an / die freien Künste zu unternehmen / gänzlich zum Gedeih seines Verstandes / und zum Wohl der Wissenschaften / die darben und trocken sind wie Zunder. Dorten trieb François kurzweiligen Schabernack bis zum Baccalaureus und Magister / und setzte sein Wesen fort / ohne in Pfründen zu verkommen. Aber er kam auch in groß Elend und Sorg seines Lebens / an den Widersetzungen der Welt. Nit destominder nahm er die Feder / und setzte Stich und Strich gegen den Unflat der Welt. Da also daselbst das Wohlleben ein Ende hätt / und er das Federwesen weitertrieb / setzte man ihm wegen Untat und Büberei / eine Schlinge / welche er geflissentlich bis zu seinem Ende hin mied. Ort und Stund seines Exitus sind nicht bekannt. Durch Weisheit und Vernunft / er auch zeitlich Gut / ehrliche Nahrung und große Habe hätte erlangen können. Aber statt dessen liebte er und haßte / und ist begraben nimmerwo. R. I. P.

Die Texte auf der letzten Seite sind der Übertragung von Walter Widmer (Stuttgart, 1949) entnommen.

## Nach einem Märchen

Ein existenzelnder Exkurs über die „Geworfenheit des Geflügels“ gehört so wenig in ein Märchen wie eine exaltierte Teenager-Prinzessin oder ein holzhauernde Zille-Prolet. Ein gewisser Sprachgestus, der sich seit seiner literarischen Ausformung durch die Gebrüder Grimm als „Märchentön“ fest eingepreßt hat, wird nicht durchbrochen, und die auf einen typischen, vom jeweiligen Motiv her bestimmten Umriß gesetzten Figuren werden nicht gegen Personen ausgewechselt, die eine vom Märchen ausgeschlossene Wirklichkeit repräsentieren, ohne daß das Märchen zur Persiflage seiner selbst wird. „Der gestiefelte Kater“ der Studiobühne war kein Märchen.

Glücklicherweise war er auch kein Märchenspiel, wie es irgendwelche städtischen Bühnen allweihnachtlich dem Abonnentenwachstums bescheren, kein Spiel, in dem die perfekte Illusion dem Märchen die notwendige — im Erzählen garantierte — Spannung zur Realität raubt, kein Spiel, bei dem Erwachsene im Ausstattungszauber das finden, was sie den Zauber ihrer Märchenwelt nennen.

Schlettes Bearbeitung und Inszenierung waren eine Persiflage; und sie sollten es sein — man durfte mit gutem Gewissen lachen. Von der Regie wohl am liebevollsten behandelt: Komplizius, der Hofgelehrte, eine Rolle, in der man Schlette selbst (!) erwartet hätte. Das Ensemble spielfreudig — zu freudig beinahe — und in manchen Szenen zu locker geführt.

Bemerkenswert vor allem war aber der Versuch, Techniken des epischen Theaters zu nutzen: Einfügen eines Erzählers, kommentierendes Übernehmen einer Rolle („ich bin jetzt der Schuhmacher“, „ich bin jetzt der Diener“), Hinweise auf die Darstellung selbst und den Charakter des Dargestellten („wir sind ja in einem Märchen“). Dies alles zwar gab sich noch zu ungeschmeidlich und zufällig, und manches davon mußte zuweilen als Gag erhalten. Mit etwas mehr Vertrauen auf die Mittel, die man schon in der Hand hielt, wäre die Schwierigkeit, ein Märchen auf die Bühne zu bringen, vielleicht zu meistern gewesen, ohne daß man eine Persiflage hätte wollen müssen. Die Stiefel waren dem Kater noch etwas zu groß. Übers Jahr ist er vielleicht hineingewachsen. h. e.

## Ritter Blaubart

Als ich das Haus verließ, stand das Grün verstaubt und sommersatt. Die Pfützen gaben ihre letzte schmutzig-gelbe Flüssigkeit. Die Brunnen ragten metallisch und hielten ihre ausgetrockneten Schalen in die Luft wie leere Hände. Auf der Bank unter den Pappeln der Allee, wo sonst die Dirnen sitzen, las eine Alte die Abendzeitung. Das Sonnenlicht auf den breiten prächtigen Fassaden wich schräg und zitronen vor den wachsenden Schatten nach oben. Wie ein rostender Ritter stand der Kirchturm.

Eine Kutsche mit einem Schimmel davor rollte vorbei. Ein junger Mann winkte mit leerem ziellosem Lächeln. Hatte er mich endlich erkannt? Da scheute das Hufeklappen die Tauben auf und warf sie in den Schatten der Gasse zurück.

Ich kam zu dem Gebüsch, wo die weiße Statue steht; über das schmiedeeiserne Gitter hielt der Holunder seine Trauben...

Schon eingebogen in die Toreinfahrt war die Kutsche, ich suchte die Spur im Kies und hörte Stimmen, wo tief im Park das Knarren der Räder ein Ende nahm. Ich sah die weiße Fassade des Schlosses hinter dem Grün, livrierte Diener trieb es hin und her, einmal wehte eine weiße Robe vorüber, ein Kind tappte Treppenstufen hoch ins Innere...

Aber Stimmen und Gestalten wichen; nur einer blieb — geharnischt — am Schloßtor, vor sich Wein mit Gläsern auf einem niedrigen Tisch — da schlug ich den Holunder zur Seite, der mich verborgen hielt, und trat auf ihn zu:

„Ich habe auf Sie gewartet, aber Sie haben mir erst jetzt den Weg zeigen lassen, obwohl Sie doch wußten, daß der Sommer zu Ende ging!“ Ich nickte ihm zu, aber er hatte das Visier herab-



ein Onkel Hein verdankt seinen für süddeutsche Weitschweifigkeit etwas ungewöhnlichen Namen der Vorliebe seines Vaters für Salzheringe und Seemannslieder. Die gegen allen guten Brauch zähl verteidigte Benennung des spätgeborenen Sohnes war wohl das einzige öffentliche Eingeständnis dessen, was der württembergische Gemischtwarenhändler Merkle seine fürs Geschäft unschädliche Romantik hieß. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr, die langsamen Auswirkungen seines Mutes

in den akkurat geführten Büchern zu verfolgen. Er starb, als mein Onkel Hein vier Jahre alt war. Die Handlung wurde verkauft; und die Mutter zog mit dem Jungen in das Haus ihres Bruders, der für die „Krämerseele Merkle“ nie Sympathie aufgebracht hatte, in seiner neuen Aufgabe als Vormund aber zur „höchsten Tugend“, zur Gerechtigkeit, sich versteifte.

Mein Onkel Hein setzte dem — kindlich-unbewußt — die Auszeichnung seines Namens entgegen. So wird wohl gewesen sein. Vielleicht — und vieles spricht dafür — haben die strengen Züchtigungen und unerbittlich-lauten Korrekturen bei meinem Onkel Hein auch jene Neigung entwickelt, der er später Beruf und gesellschaftliche Anerkennung zu danken hatte. Absonderlich war sie freilich.

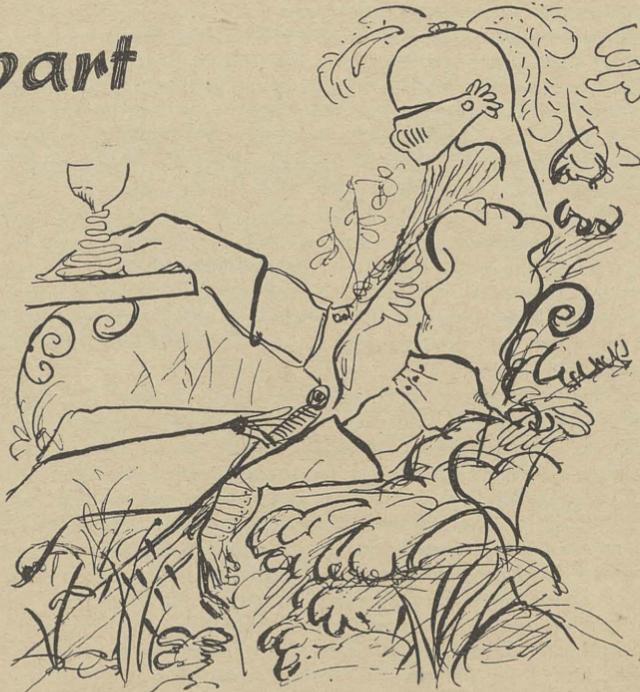
Es ist schwer, getreulich zu berichten, wie sich alles ereignete; denn wenn ich es recht verstehe, hat mein Onkel Hein auch die Erzählung seiner Kindheit durch Zynismus entstellt, mit dessen Hilfe allein er seinen neuerdings weitläufigen Verpflichtungen nachkommen kann.

Er war neuneinhalb oder schon zehn Jahre alt, als er an der Hand seiner Mutter, im Matrosenanzug (der Vormund hatte sich nicht ohne Mißtrauen dieser Knabenmode gefügt), so ziemlich als letzter in der Reihe, von allen voller Ergriffenheit beobachtet, drei Schüffelchen Erde, etwas verspielt allerdings, auf den Sarg der, wie man ihm versicherte, toten Nachbarin rieseln ließ. Klug genug war er schon, um zu bemerken, daß dem abseits stehenden Vormund das Taschentuch weniger zur Beseitigung überquellender Spuren der Rührung dienlich war als zur leider erfolglosen Massage der Tränensäcke. Solche Beobachtung störte ihm den Stimmungszauber unsichgreifender Versöhnlichkeiten, und doch lehrte sie ihn auf merkwürdige Weise die „Unausweichlichkeit des Todes“ verstehen, die der — jetzt mit sichtlich besserem Gewissen — trockenäugige Vormund auf dem Heimweg düster verkündete.

Was Wunder, daß mein armer Onkel Hein — gewissermaßen auf den Geschmack gebracht — in den folgenden Monaten und Jahren immer häufiger seinem freudlosen Dasein im Hause des Vormunds entrann und auf dem nahen Kirchhof die Friedlichkeit mehr oder weniger bedeutender Leichenbegängnisse auskostete. So kam es, daß mein Onkel Hein am Tod sein Vergnügen fand, ein ganz unschuldiges zwar — er war ja noch ein Kind — und doch so ausgeklügelt und verwerflich, daß es die späteren Verfehlungen wohl zu erklären imstande ist. Anders ist es nicht zu erklären.

Nur zu schnell überwand mein Onkel Hein seine Schüchternheit, die ihn noch bei den ersten Gelegenheiten hinter Bäume und Hecken zurücktrieb. Mag sein, daß er sich durch seine peinlich genaue Kenntnis der Bestattungsriten (beider Konfessionen) zu unmittelbarer Beteiligung aufgefordert glaubte, mag sein. Er begann, sich unter die Trauergäste zu mischen, und ließ sich gar verführen, den Hinterbliebenen beileidig die Hand zu reichen. Wie mein Onkel Hein heute meint, habe immer erst die Kondolationscour ihm die höchsten Augenblicke der Leichenstimmung geschenkt. Ich habe keinen Sinn für seine Fivolität; ich kann allenfalls verstehen, daß er als Knabe und noch als Jüngling die von sozialer Indifferenz bis zu wilder Verbrüderungseligkeit reichende Seelenlage, daß er die ganze Sanftmut der Schmerzgebeugten beglückt erfuhr. Doch auch dies fällt mir, je mehr ichs bedenke, schwer. Ob er sadistisch war? Nein, er war geplagt und enttäuscht, der arme Onkel Hein.

Freilich mußte sich eine so widernatürliche Anstrengung des Gefühls irgendwann einmal rächen. Mein Onkel Hein erfuhr es sehr schmerzlich. Er stumpfte ab, und nicht die ergreifendste



genommen, und sein Mund der mir hätte antworten können, blieb hinter dem Eisen verborgen.

## Freund Hein

Leiche vermochte mehr, in ihm jene Stimmung zu erzeugen, an die er sich früher so maßlos verschwendet hatte. — Er zog sich von jeglicher Trauer geselligkeit zurück, hoffte im Stillen vielleicht auf Gesundung; doch dann kam der Krieg. Mein Onkel ging hinein und kehrte wieder, älter, doch sonst nach außen hin kaum verändert.

Erbschaften, die ihm seine Mutter und später sein Vormund hinterlassen hatten, erlaubten es ihm, unbescheiden und ohne Arbeit zu leben. Niemand sprach von ihm, keiner kannte ihn. Wenn ers heute auch nicht eingestehen will, mein Onkel Hein litt sehr unter seiner Nutz- und Namenlosigkeit, wie hätte er sonst zu so — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen — zweifelhaften Mitteln greifen können.

Mein Onkel Hein erinnerte sich der von ihm so genannten „Tröstungen seiner Jugend“ und entwarf auf weite Sicht ein Programm, das ihm bei viel Geduld aber geringerem seelischen Aufwand einen reelleren Gewinn einbringen sollte.

Er übersiedelte in eine Großstadt des Industriegebietes, abonnierte zum Zwecke genauester Information, deren er bedurfte, die drei angesehensten Tageszeitungen. Und als man den Direktor eines großen Bankhauses zu Grabe trug, war mein Onkel Hein dabei. Unansehnlich zwar in seinem abgetragenen schwarzen Anzug und am Ende des Gefolges, doch am Anfang seiner Karriere.

Mein Onkel Hein lernte unermüdlich, er wußte über Aufsichtsräte und Direktorien Bescheid, über Zerwürfnisse und Annäherungen in den Unternehmerfamilien, und dies alles, um seinem großen Auftritt die Nonchalance der Eingeweihten zu sichern. Mittlerweile zeigte sich auch seine Garderobe der respektabelsten Leiche gewachsen.

Keinen Augenblick zu früh für meinen Onkel Hein ging der ehemalige Minister des Innern, Ehrenbürger der Stadt und Ehrensenator der Technischen Hochschule, Inhaber mehrerer in- und ausländischer Orden und Mitglied von dreizehn Aufsichtsräten, heim. Es war eine Bestattung, die selbst mein Onkel Hein kaum noch provinziell-zynisch eine Leiche zu nennen wagte. Zur Trauerfeier hatte er sich an der Tür durch offenkundige Blindheit des Schmerzes Einlaß verschafft, drinnen, die Taktik ändernd, urziehend, überbürdet und ungeduldig sich in die zweite Reihe gesetzt. Doch höheren Wert maß mein Onkel Hein der Bestattung bei. Anderthalb Schritte hinter seinem Kranzträger — einen größeren Abstand durfte er wegen der möglichen Verunklärung der Eigentumsverhältnisse nicht riskieren — ging er und zwar ziemlich vorn. Der Priester und die Reden langweilten ihn. Dann ließ er seinen Kranz niederlegen, beugte sich gemessen und ordnete — unzählige Male geübt — die Schleife. Sei es, daß er die innige Vertrautheit seines Verhältnisses zum Toten dokumentieren wollte, sei es, daß er sich von dem Grauen, das jeden metaphysischen Witz begleitet, einen besonders nachhaltigen Eindruck versprach, auf der roten Schleife stand gülden und lakonisch: „Dein Freund Hein.“

Mein Onkel Hein gehört in gewissen Kreisen heute zu den bekanntesten Persönlichkeiten. Kaum jemand redet mit ihm, doch alle sprechen sie von ihm. Man hält ihn für einen Mann geheimer Einflüsse, dem viele gehorchen, doch den alle verleugnen, wenn man sie fragt; manche, besonders die Damen, nennen ihn, gruselig-erwärmt, einen prominenten Freimaurer, und manche, die aus den Sonntagsmatineen ihren Cocteau kennen, haben über Freund Hein so ihre speziellen Vermutungen.

Was sie auch reden und denken, heute befindet mein Onkel Hein darüber, was ein Toter in den großen Städten wert ist. Er praktiziert unzählige Nuancen des ehrenden Angedenkens. Am begehrtesten — aber nur selten gewährt — ist die Schleife „Dein Freund Hein“.

Nun ist er in Sorge wegen seines Todes, mein Onkel Hein. Er sinnt darauf, wie auch er mit höchsten Ehren bedacht aus dieser Welt gehen könne. Er ist ratloser, als man es von ihm erwarten dürfte, und hat mir, dem spät entdeckten Neffen, wohl aus Zerknirschung seine Geschichte anvertraut. Ich weiß nicht, was ich von ihr halten soll. Aber er soll seine große Leiche haben, der Onkel, gleich morgen oder wanns ihm gefällt, einen Superlativ, verflüxt, einen Kranz: „Dir, dem Freunde, Dein Freund Hein.“

Ephraim

„Sie sind allein? Sie sind nicht glücklich?“ Ich sah ihn an und versuchte ein Lächeln, aber auch seine Augen, die ich suchte, blieben im Dunkel.

„Und in welchem Zimmer sind sie aufgebahrt?“ — ich setzte mich, ohne daß er mich dazu aufgefordert hatte. Sein Atem ging schwer hinter dem Eisen; wenn sich die Brust regte, schabte das Metall rostig gegeneinander.

„Haben Sie überhaupt eine von ihnen geliebt?“ Er antwortete immer noch nicht, aber seine Hand, die behandschuhet auf der Tischplatte lag, schien sich plötzlich zu bewegen; Regung schien auch in die ganze Gestalt gekommen zu sein, wie kurz vor dem Aufspringen. Ich wich zurück und hielt die Hände zur Abwehr bereit.

„Ist es Ihnen sehr leicht gefallen, zu verlernen, die Menschen zu lieben?“

Jetzt wird er sich erheben, langsam, „ich werde Ihnen nichts tun“ in den Augen, die langen Finger über meinem Hals öffnen... Da! Aufgesprungen schlage ich ihm das Visier hoch, sehe in ein totes Gesicht und — noch Knospe, der Schreck, mich nicht hemmend — trete ich ihn vom Stuhl, daß er klirrend in den Sand stürzt. Ich greife — jetzt die flatternden Finger! — mir entgleitend nach dem Wein und — ein Blick noch nach den Fenstern: keine Garde, keine Häsher! — stürme ich aus den Garten.

Ich fand zum Flußufer hinab über die Brücke, die ich zerstört glaubte, und fühlte weiß die Kiesel unter den Sohlen, bis das Wasser kühl und voll Atem nah war. Ich nahm die Flasche und schüttete die Hälfte des Weins auf die weißen Steine, und sie färbten sich naß. Dann schleuderte ich sie in die Mitte des Flusses, und zielte mit flachen springenden Kieseln danach, bis sie zerbrach und sank. Ich hörte auch dann nicht auf, und die Ruhe der hüpfenden Steine — sechs mal sprang einer, der besonders flach war! — ließ mich erst los, als der Himmel mit der Mondtrommel laut wurde; und ich die Stimmen wieder hörte, die die ganze Zeit über um mich gewesen waren... H. Piwitt

# Werkzeug und Geschichte

Der Historiker, der sich im Sinne der herkömmlichen Methodik vornehmlich an die politischen oder geistesgeschichtlichen Haupt- und Staatsaktionen hält, ist sich nicht immer dessen bewußt, daß er damit seinen Aufgabenbereich erheblich einengt. Jene politischen oder geistesgeschichtlichen Ereignisse werden nur scheinbar in ihrem Sinn begriffen, wenn sie isoliert von der jeweiligen sozialhistorischen Gesamtsituation betrachtet werden. Diese wiederum ist charakterisiert durch eine bestimmte technologische Stufe. Die Geschichte der Technologie ist für die meisten Historiker ein bloßes Randphänomen, obwohl gerade hier sich außerordentlich interessante Untersuchungsgegenstände bieten. Namentlich die prähistorischen Werkzeugfunde werfen eine ganze Reihe anthropologischer Fragen auf.

Die Urgeschichte des menschlichen Denkens, verknüpft mit dem Entstehen einer artikulierten Lautsprache, ist von der Herstellung der primitiven Produktionsinstrumente nicht zu trennen. Die gesellschaftliche Arbeit hebt die Menschen aus der bloß biologischen Existenzweise heraus. Abstraktionsvermögen, Generalisierung, logische Verknüpfung der Begriffe entstehen im Zusammenhang mit der Erzeugung von Werkzeugen. In der unmittelbaren Einheit von Denken und Arbeit bilden sich nicht nur formale Denkstrukturen heraus, die sich bis heute durchgehalten haben, sondern auch inhaltliche Motive innerhalb der archaischen Kunst und Mythologie, deren Charakter zusammenhängt mit dem historischen Stand der Produktionsinstrumente und die dadurch gesetzten sozialen Beziehungen der Menschen.

Orientieren sich die frühesten Arbeitsgeräte, die uns überkommen sind, an Formen menschlicher Organe, etwa am Arm oder an der Hand, so zeigt die Entwicklungstendenz, die zur modernen Maschinerie führt, daß sich die Werkzeuge immer mehr entorganisieren.

Erst seit dem Aufklärungszeitalter, namentlich seit Vico, Condorcet und Voltaire kümmert sich die Geschichtsschreibung eingehender um die Faktoren der materiellen Produktion und ihre anthropologisch-soziologische Rolle. Von B. Franklin stammt das bezeichnende Wort, daß der Mensch ein „tool-making animal“ sei.

Die im 19. Jahrhundert sich immer stärker durchsetzende Technisierung und die sozialen Strömungen in ihrem Gefolge konkretisieren die Einsichten der Aufklärer. Bei Hegels Satz „Der Mensch hat seine Macht über die äußere Natur seinen Werkzeugen zu verdanken“ bleibt es in der Folgezeit nicht. Von den französischen Historikern der Restaurationszeit bis zum Marxischen dialektischen Materialismus wird die Rolle des Werkzeuges in der Geschichte immer wieder hervorgehoben. Geschult an der industriellen Wirklichkeit ihrer Zeit, wenden diese Männer sich auch untergegangenen ökonomischen Stufen zu.

Ein hervorragender Kenner nicht nur der Geschichte der Werkzeuge, sondern auch der verschiedenen historiographischen Auf-

fassungen ist der bei uns noch wenig bekannte englische Archäologe Gordon Childe, von dem im Globus-Verlag, Wien, zwei schmale, aber bedeutsame Bändchen erschienen sind, „Triebkräfte des Geschehens“, „Eine Geschichte der Werkzeuge“, Tagblatt-Bibliothek Nr. 1295 und 1288 (In Anlehnung an: „Man makes himself“, London 1936).

Mit der Bereicherung der Geschichtswissenschaft um neue Materialien stellen sich alte methodische Probleme aufs Neue.

Eine historische Methode darf nicht nur ein dem Gegenstande mehr oder weniger angemessenes äußeres Verhalten sein, sondern immer auch Theorie der geschichtlichen Wirklichkeit. An Childes Methode ist bemerkenswert, daß sie den Geschichtsverlauf nicht als zusammenhangloses Aggregat bloßer facts betrachtet. Childe lehrt, wie die Geschichtswissenschaft vom begrifflosen Deskriptivismus zum wirklichen Erfassen historischer Strukturen gelangen kann. Das bedeutet nicht notwendig den Versuch einer universalhistorischen Konstruktion, sondern läuft auf den Aufweis geschichtlicher Tendenzen hinaus, die den Bestrebungen der Menschen entgegenkommen.

Einen breiten Raum der Betrachtungen Childes nimmt die Darstellung verschiedener methodisch-historiographischer Auffassungen auf dem Hintergrund der jeweiligen Zeitumstände ein. Der Autor behandelt die magische und theologische Geschichtsschreibung, setzt sich mit einer Reihe naturalistischer Auffassungen auseinander, so mit der geographischen Milieutheorie und der Rassenlehre, um schließlich zu der These „Geschichte als schöpferischer Prozeß“ zu gelangen. Das Wirken äußerlicher metaphysischer Gewalten leugnet er ebenso wie die Vorstellung eines blind-mechanischen Ablaufs.

Geschichte ist keine über den Menschen waltende Macht, sondern deren eigenes Produkt. Geschichte ist weder ein Chaos noch ein mit mathematischer Exaktheit sich abwickelnder Vorgang. Die Gesetzmäßigkeiten, die Childe im Auge hat, treten in der Dynamik der Industriegeschichte zutage und sind anderer Art als die Gesetze der Naturwissenschaft.

Wer sich für den von Childe hervorgehobenen technologischen Aspekt der geschichtlichen Bewegung interessiert, wird zweifellos manches Neue erfahren. Nicht nur wird ihm auf knappem Raum in lesbarem Stil ein Überblick über Entstehung und verschiedene Arten der Geschichtsschreibung geboten, es wird ihm auch die Tatsache bewußt gemacht, daß die menschliche Geschichte nicht erst vor 5000, sondern bereits vor 500 000 Jahren beginnt. Wichtige Beziehungen zwischen Geschichtswissenschaft, Archäologie, Geschichtsphilosophie und Soziologie werden herausgestellt. Childe begnügt sich nicht mit bloßer Darstellung des Materials. Durch seine Betrachtungen schimmert die Idee, daß die entscheidende Aufgabe der Menschen heute darin besteht, die von ihnen entfesselten Mächte unter ihre rationale Kontrolle zu bringen. Insofern verwirklicht er etwas von jener „philosophischen Geschichte der Industrie“, wie sie schon dem Saint-Simonisten Enfantin vorschwebte.

Alfred Schmidt

## Für Volkswirte und Juristen

Mellerowicz, Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Sammlung Göschens, Bd. I, achte Aufl. 1954, Bd. II u. III, neunte Aufl. 1956, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, Umfang der Bände zwischen 112 und 143 Seiten, Preis je Band 2,40 DM.

Eine achte und neunte Auflage stolz als „unverändert“ anzupreisen, mag werbewirksam sein; ungefährlich ist es auf jeden Fall. Der Leser kann die Anachronismen im Text ja erst bemerken, wenn er das Buch gekauft und bezahlt hat. Gewiß, die „Allgemeine Betriebswirtschaftslehre“ von Mellerowicz ist nicht veraltet. In ihrem eigentlich „betriebswirtschaftlichen“ Teil, bei der Abhandlung der Theorie der Produktion und ihrer Anwendung, bei der Darstellung der betrieblichen Funktionen ist sie so brauchbar und aktuell wie nur jemals. Gerade darum bleibt unerfindlich, warum es nicht möglich war, im einleitenden Teil z. B. den hoffnungsvollen Ausblick auf die dritte Lesung des Betriebsverfassungsgesetzes (Bd. I S. 93) durch die Feststellung zu ersetzen, daß jenes Gesetz seit mehr als vier Jahren zu Ende gelesen und längst Praxis geworden ist? Auch dürften sich die Erfahrungen in sozialer Betriebsgestaltung heute nicht mehr auf das gewiß anerkannteswerte Beispiel der Duisburger Kupferhütte beschränken. Die Anachronismen wirken um so störender, mit je geringerem Aufwand von Autor und Verlag sie zu beheben gewesen wären. Schließlich handelt es sich ja nicht um den pietätvollen Neudruck historischer Ausgaben, sondern um Neuauflage eines gängigen Lehrbuchs.

Wer sich gleichwohl nicht abschrecken läßt; Die Auseinandersetzung mit dem Problem des gerechten Lohnes, die immer wieder hervorgehobene Beziehung des Betriebes zur Gesellschaft und die ersten Mahnungen an den Betriebswirt, seine Aufgaben in der Allgemeinheit über noch so perfektionierter Verfolgung des Eigennutzes nicht zu vergessen, schon diese Partien machen es lohnend, jene drei Göschens-Bändchen zu besitzen.

Forsthoff, Öffentliches Recht, Sammlung staats- und verwaltungsrechtlicher Gesetze vornehmlich für den akademischen Unterricht, W. Kohlhammer, Stuttgart 1956, 732 Seiten, Plastikband, 15,60 DM.

Der Wert einer neuen Sammlung von staats- und verwaltungsrechtlichen Gesetzen ist nur durch Vergleich mit bereits eingeführten Werken ähnlicher Art zu ermitteln. Wird sich also die Sammlung von Forsthoff „Öffentliches Recht, vornehmlich für den akademischen Unterricht“ neben dem „Sartorius“, dem hessischen „Fuhr-Pfeil“ u. ä. durchsetzen können? Mehr als z. B. Sartorius bietet Forsthoff vor allem auf zwei Gebieten: Einmal bringt

mit ihren gesetzlichen Grundlagen. Gewiß, das Vertrauen der Bevölkerung zur Verwaltung könnte unter Umständen durch eine qualitativ erstklassige Personalausstattung und durch Verringerung und Konzentration der Aufgaben mehr gefördert werden als dadurch, „daß man jedem Augenzwinkern einer Verwaltungsbehörde eine seitenlange Rechtsmittelbelehrung und einen jahrelangen Rechtsweg anhängt“ (so Sigl, S. 18). Aber haben die Behörden das Mißtrauen des Staatsbürgers nicht provoziert, indem sie ihre Kompetenz und vor allem deren Grenzen nicht mehr zu kennen schienen? Es ist schade, daß Sigl die Brücke zwischen Verwaltung und Gesetz nicht überall so sichtbar gemacht hat wie z. B. bei der Darstellung des Gewerblichen Zulassungswesens oder der Energieversorgung.

Hirsch, Leitfaden für das Studium des Handels- und Gesellschaftsrechts, Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt 1956, 156 Seiten, brosch. 4,50 DM.

Der Genuß einer Vorlesung und ihr hörendes Verarbeiten werden oft durch den Zwang zum Mitschreiben beeinträchtigt. Möglichst exaktes Mitschreiben ist aber unvermeidlich; nicht alles steht so im Lehrbuch, wie der Professor es vorträgt und in der Prüfung verlangt. Die üblichen Skripten — unter dem Tisch gehandelt mit der Bitte, sie in der Vorlesung nicht zu zeigen und zu benutzen — sind kein Ausweg; Zu ungenau ist ihr Inhalt, zu zweifelhaft sind die Akribie und wissenschaftliche Potenz der geschäftstüchtigen Verfasser und Verbreiter. Wird der neue Typ des „Leitfadens“ hier Abhilfe schaffen? Als Versuch liegt vor ein „Leitfaden für das Studium des Handels- und Gesellschaftsrechts“. Halbspaltig gedruckt zur Ergänzung in der Vorlesung und bei ihrem späteren Durcharbeiten, bringt dieses Büchlein den Vorlesungsstoff in streng systematischem Telegrammstil, um „den Verlauf der an die Ohren klingenden und an ihnen vorbeirauschenden Rede in den Grundlinien auch für das Auge festzuhalten und den behandelten Gegenstand in Stichworten aufzufangen“. Dieses im Vorwort gesteckte Ziel zu erreichen, ist dem Verfasser gelungen. Kritisch anzumerken bleibt, daß die Problematik des Vorlesungsstoffs zuweilen verflacht wird. Daß z. B. das Gewohnheitsrecht auch hinsichtlich zwingender gesetzlicher Vorschriften abändernde Kraft besitze (S. 2), ist in dieser Allgemeinheit falsch, selbst wenn es mit dem Zusatz „herrschende Meinung“ bekräftigt wird. Gewohnheitsrecht kann doch nur in bestimmten Grenzen contra legem gesetzt werden — die Vorlesung wird (wenn sie diese Frage hier überhaupt berührt!) kurz darauf eingehen, ohne ihre Systematik darüber einzubüßen; dem Leitfaden sollte das auch möglich sein. Ob sich die Idee des „Leitfadens“ durchsetzt, soll hier nicht prophezeit werden; ein Versuch mit diesen neuen Art eines Studienbuchs dürfte jedoch für jeden von Interesse sein.

Herold, Bank- und Börsenrecht, Systematischer Grundriß, Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt 1956, 167 Seiten, Ganzleinen 9,75 DM.

Besondere Universitätsdisziplin ist Bank- und Börsenrecht nicht. Der Stoff wird gewöhnlich aufgespalten in Handels-, Gesellschafts-, Wertpapier- und Bürgerliches Recht sowie Bankbetriebslehre usw., und dort mit abgehandelt. Die Lektüre eines systematischen Grundrisses über Bank- und Börsenrecht bietet zunächst den Vorteil einer Wiederholung jener Gebiete. Da diese zudem unter einem besonderen Blickpunkt erfolgt, gewinnen auch bereits geläufige Rechtsinstitute als Teil des durch Geschäftsbedingungen modifizierten Bank- und Börsenrechts neuen Geschmack. Dabei stört jedoch die Aversion des Verfassers gegen spezielle Literaturhinweise. So erwähnt er z. B. (S. 43) zwei „bedeutsame“ Entscheidungen des Reichsgerichts ohne Fundstellenangabe. Es bleibt dem Leser überlassen, sich diese aus irgendwelchen Registern herauszuklauben. Literaturhinweise dürften aber nicht nur den Studenten interessieren, sondern gerade auch dem Nachwuchs der Bankwirtschaft zuträglich sein, dem der Grundriß vornehmlich gewidmet ist. Sehr zu loben ist dagegen der Gedanke, im letzten Drittel des Buches die wichtigsten Normen des behandelten Rechtsgebietes (Gesetz über das Kreditwesen, den Niederlassungsbereich von Kreditinstituten, die Verwahrung und Anschaffung von Wertpapieren, das Börsengesetz sowie die Allgemeinen Geschäftsbedingungen der Banken) als Anhang darzubieten.

Thomas Mann: „Nachlese“, Prosa 1951—1955, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1956, 241 Seiten, Leinen, 16,80 DM.

Nach Erika Manns Büchlein „Das letzte Jahr“, das das zur Neige gehende Leben des großen Dichters Thomas Mann in skizzenhaft tagebuchartiger Form schildert, liegt uns nun eine Sammlung der letzten seiner Arbeiten vor. „Nachlese“, Prosa 1951—1955 — erschienen im S. Fischer Verlag — gibt Aufschluß über die literarischen Probleme und Pläne, die ihn wohl schon in Californien sicher aber in der Schweiz beschäftigt haben.

Es sind historische Persönlichkeiten der Literatur, Kleist, Tschadow, Schiller, denen der Dichter seine letzten Jahre gewidmet hat. Nicht weniger interessant als der hier sichtbar werdende Versuch, sich selbst in die Tradition der europäischen Literatur einzuordnen, erscheinen uns aber seine, im vorliegenden Buch erstmals veröffentlichten kleineren Arbeiten, seien es ehrende Worte, Worte des Dankes oder Antworten auf Fragen der Gegenwart. Sie alle geben bereites Zeugnis von einem Manne verhalten-skeptischen Urteils.

O. S.

# Ecole de Paris

(Fortsetzung aus Heft 10, 1956)

Die Sonntagsmaler sind, leider ohne ihren genialen Stammvater Rousseau, mit dem heiteren Vivin, dem brutaleren Bombois und dem unerheblichen Bauchant ausführlich vertreten. Hier herrschen ergötzliche infantile Additions Gesetze. Die Menschen sind auf eine bestimmte Gebärde, die ihr Tun und Herkommen ausdrückt, fixiert und ohne Kommunikation untereinander in die Bildebene gesetzt. Isoliert stehen sie da wie Puppen, gehegt von einem liebevollen Behagen am Detail.

Ein raffiniert hingestricheltes Aquarell des graziösesten der „Wilden“, Dufy, scheint Rokoko ins 20. Jahrhundert zu übertragen. Hier wird impressionistisches Fluidum zum verselbständigten Schnörkel; Menschen und Gegenstände tänzeln gleichberechtigt in der Fläche.

Kubismus

Rogers de La Fresnays Zug zu einer motorisch-rhythmischen Monumentalität kommt in den zwei gezeigten Bildern nicht recht zum Ausdruck. Ein gutes neusachliches Portrait zeigt noch kubistische Relikte. Für den klassischen Kubismus stehen Braque und Gris, darunter ger herrliche „Pierrot“. Man vermißt L'Hote und Metzinger. Dafür sind drei bezeichnende Bilder von Delaunay vorhanden, markante Stationen seiner Entwicklung, die seine Einflüsse auf Macke und Feininger deutlich machen in jener eigentümlichen Bildstruktur, bei der zwei Ebenen übereinander gelagert sind, eine gegenständliche, wenn auch kubistisch deformierte, mit eigenen Farbwerten und ein abstraktes Flächengefüge, welche beide miteinander korrespondieren und aus ihrer bald stärkeren, bald schwächeren linearen und farbigen Kongruenz faszinierende Effekte schlagen. Des vielgesichtigen Picasso Bestes findet sich wohl in jener geschmeidigeren neukubistischen Phase der dreißiger Jahre. Interessant das Portrait von 1901, psychologisch und gesellschaftskritisch, malerisch in der Nähe der Fauves. Legers Bilder vermitteln gleichfalls einen Werdegang, von dem dynamischen Stilleben von 1913, das seinen Titel Lügen straft, zu einer beruhigten Emblematik der späteren Jahre.

Das Werk des musikalischen, feinsinnigen Villon führt in einem andern Weg zu den Abstrakten als die expressive Landschaft des früheren Kandinsky, deren Farben sich zu verselbständigenden trachten. Ihnen ist die gegenständliche Folie nur Vorwand für ein freies Konzertieren.

Der stärkste Vertreter dieser Richtung ist zweifellos Manessier, der, ein Gegenständliches, Erlebbares (Hafen, Dornkrone) zum Anlaß nehmend, einen Kosmos auf einer Grundfarbe aufbaut, bis in die kleinsten linearen Verästelungen zwanglos geprägt von dem übergeordneten Bezugssystem. Soulage ist knalliger und stellt vieles dem Zufall anheim.

Semiabstrakt, mit einem dynamischen Gestus, der in die Horizontale des Frieses drängt, prädestiniert für monumentale Wandmalerei, erinnert Masson an die deutsch-holländischen Freskomaler des Expressionismus, Cesar Klein und Thorn-Pricker.

Das einzige surrealistische Bild ist von Tanguy. Er scheint mir der einzige Maler dieser Richtung zu sein, der über bloße Schockwirkung hinausgelangte und eine echte poetische Bildwelt von Eigenwert erstehen ließ, die nicht auf Aggression angewiesen ist. Er beschränkt sich nicht wie Dalí auf eine alogische Montage von Wirklichkeitspartikeln, auf jenes stets neu arrangierte Tableau abgegeriffener tiefenpsychologischer Symbole und Beziehungen; er schmilzt um zum Kunstwerk eigener Gesetzlichkeit, findet neue abstrakte, visionäre Zeichen in einer Aura makaber Verspieltheit. Bleibt noch der große Konfessor und Ankläger Rouault, der Bloy der Malerei, der wie kein anderer heute die Erfahrung vom „homo homini lupus“ ins rauhe, expressive Bild bringt.

V. K.

## Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

### Politik

- Ein Denkmal für Hitler. Reisetagebuch eines Kunsthistorikers. Klaus Fischer in Frankfurter Hefte. 1956, H. 12.
- Ausblicke auf die Welt von Übermorgen. Alfred Frisch in Deutsche Rundschau. 1957, H. 1.
- Die Korporationen und die Demokratie. Dieter Grossherr in Die Neue Gesellschaft. 1956, H. 6.
- Die Heraufkunft der Vernunft. Die schrecklichen Umwege: Ungarn und Ägypten. Eugen Kogon in Frankfurter Hefte. 1956, H. 12.
- Müssen Preise immer steigen? Möglichkeiten und Wege zur Preissenkung. Kurt Penzlin in Die Politische Meinung. 1956, H. 6.
- Zum Thema: Selbstbesinnung. in Offene Welt. 1956, H. 46.

### Kultur

- Gedanken zur freien Erwachsenenbildung. Hellmut Becker in Merkur. 1956, H. 12.
- Absoluter und christlicher Humanismus. Über die politische Rolle der Universität. Fritz Fischer in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.
- Die Verwaltung der Hochschule. Alte und neue Wege. Hans von Heppel in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.
- Himmel und Hölle. Über Hypnose, Drogen u. mystische Visionen. Aldous Huxley in Der Monat. 1957, H. 100.
- Förderung von Nachwuchs und Forschung. Betrachtungen zur „Techniker-Offensive“ des Ostens. Heinz-Günther Mehl in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.
- Buchproduktion und Buchmarkt in der sowjetischen Besatzungszone. Karl Rauch in Deutsche Rundschau. 1957, H. 1.
- Arbeiterbildung heute. Hans Tietgens in Die Neue Gesellschaft. 1956, H. 6.

### Wissenschaft

- Das hypothetisch-konstruktive Denken. Zur Methodologie der Naturwissenschaft. Herbert Feigl in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 23/24.
- Das Ende der Persönlichkeit. Arnold Gehl in Merkur. 1956, H. 12.
- Das Problem der Selbsterkenntnis. Theodor Litt in Universitas. 1956, H. 12.
- Das Problem der Massenwangswanderungen im System der Sozialwissenschaft. Ein Beitrag zur „Flüchtlingwissenschaft“. Heinrich Rogge in Studium Generale. 1956, H. 9.
- Über die Grundlagen universal gültiger Wirtschaftswissenschaft. Walter Tauber in Studium Generale. 1956, H. 9.

Photocopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Die Photocopie Gesellschaft WESTENDSTR. 47, Tel. 776441

er die Geschäftsordnungen von Bundesrat, Bundestag, Bundesregierung usw. und zum anderen (auf kulturellem Gebiet) das Abkommen zwischen den Bundesländern zur Vereinheitlichung des Schulwesens, das deutsch-französische Kulturabkommen, den Staatsvertrag über den Norddeutschen Rundfunk. Wenn Forsthoff auch die Verwaltungsgerichtsgesetze der einzelnen Länder aufgenommen hat — bis herab zu den vor allem in Anfängerübungen beliebten Vorschriften, die in den Bundesländern die Stelle des berühmten § 14 PVG einnehmen, konnte Forsthoff sich der Rechtszersplitterung wegen schon aus Raumgründen nicht verweigern. Für die Anschaffung entscheidender mag eine andere Erwägung sein: Der „Forsthoff“ kostet nur halb so viel wie der „Sartorius“. Das der „Forsthoff“ gleichwohl für Studienzwecke genügt, verbürgt der Name des Herausgebers. Im Gegensatz zum „Sartorius“ ist der „Forsthoff“ keine Loseblattausgabe. Die Abnahme kostspieliger Ergänzungslieferungen, damit aber zugleich die Gewißheit, stets auf dem letzten Stand zu sein, entfallen für den Besitzer des „Forsthoff“. Da jedoch die erste Gesetzgebungshysterie des jungen Bundes inzwischen abgeklungen ist, dürfte die Aktualität des „Forsthoff“ für die Dauer eines Studiums gewahrt bleiben. Hier liegt allerdings ein Risiko.

Sigl, Einführung in das Wirtschaftsverwaltungsrecht, Franz Vahlen GmbH., Berlin und Frankfurt 1956, 118 Seiten, brosch. 5,— DM.

Das Unbehagen junger Juristen bei der rechtlichen Beurteilung einer wirtschaftlichen Tätigkeit der öffentlichen Hand ist schon darum nicht verwunderlich, weil es hier an strikten Gesetzen fehlt; je üppiger und formloser die „Daseinsvorsorge“ in der Verwaltung wuchert, desto unheimlicher erscheint sie dem in der Strenge des BGB erzogenen Studenten. Diese Entfremdung zu überwinden, hätte Ziel einer „Einführung in das Wirtschaftsverwaltungsrecht“ sein können. Sigl hat es nicht erstrebt, denn — laut Vorwort — „wurden ... Verweisungen auf andere Bücher, auf Zeitschriften und Gesetzesblätter vermieden. Wo der Text von gesetzlichen Bestimmungen oder von Gerichtsurteilen von Bedeutung ist, wurde er im Wortlaut oder auszugsweise wiedergegeben.“ Die Quellen öffentlichen Rechts werden also auch in diesem Büchlein mystisch bleiben. Aufgabe einer Einführung kann aber nicht nur die — gewiß notwendige — Schilderung tatsächlicher Wirtschaftsverwaltung sein, sondern vor allem eine Verbindung der Praxis

## Franz, ein Franzose

Ein Land genannt Francia / lustig und fruchtbar / fast wonnesam / ist gegen Sonnenuntergang / am Meer gelegen. Darinnen eine treffliche Stadt / genannt Paris / mannigem wissend / der sein Gemüt gänzlich richt auf zeitlich Freud und Wollust des Leibes / in welcher Stadt François Villon anno Domini 1431 / den Schauplatz der Welt betrat / im selbigen Jahre / wo die Jungfrau / Gott hab sie selig / zu Rouen gemartert wurde. Die Welt gefiel ihm wohl / er war freien Mutes und schickte sich an / die freien Künste zu unternehmen / gänzlich zum Gedeih seines Verstandes / und zum Wohl der Wissenschaften / die darben und trocken sind wie Zunder. Dorten trieb François kurzweiligen Schabernack bis zum Baccalaureus und Magister / und setzte sein Wesen fort / ohne in Pfründen zu verkommen. Aber er kam auch in groß Elend und Sorg seines Lebens / an den Widersetzungen der Welt. Nit destominder nahm er die Feder / und setzte Stich und Strich gegen den Unflat der Welt. Da also daselbst das Wohlleben ein Ende hätt / und er das Federwesen weitertrieb / setzte man ihm wegen Untat und Büberei / eine Schlinge / welche er geflissentlich bis zu seinem Ende hin mied. Ort und Stund seines Exitus sind nicht bekannt. Durch Weisheit und Vernunft / er auch zeitlich Gut / ehrliche Nahrung und große Habe hätte erlangen können. Aber statt dessen liebte er und haßte / und ist begraben nimmerwo. R. I. P.

Die Texte auf der letzten Seite sind der Übertragung von Walter Widmer (Stuttgart, 1949) entnommen.

## Nach einem Märchen

Ein existenzelnder Exkurs über die „Geworfenheit des Geflügels“ gehört so wenig in ein Märchen wie eine exaltierte Teenager-Prinzessin oder ein holzhauerder Zille-Prolet. Ein gewisser Sprachgestus, der sich seit seiner literarischen Ausformung durch die Gebrüder Grimm als „Märchentön“ fest eingepreßt hat, wird nicht durchbrochen, und die auf einen typischen, vom jeweiligen Motiv her bestimmten Umriss gesetzten Figuren werden nicht gegen Personen ausgewechselt, die eine vom Märchen ausgeschlossene Wirklichkeit repräsentieren, ohne daß das Märchen zur Persiflage seiner selbst wird. „Der gestiefelte Kater“ der Studiobühne war kein Märchen.

Glücklicherweise war er auch kein Märchenspiel, wie es irgendwelche städtischen Bühnen allweihnachtlich dem Abonnentenwachstums beschieren, kein Spiel, in dem die perfekte Illusion dem Märchen die notwendige — im Erzählen garantierte — Spannung zur Realität raubt, kein Spiel, bei dem Erwachsene im Ausstattungszauber das finden, was sie den Zauber ihrer Märchenwelt nennen.

Schlettes Bearbeitung und Inszenierung waren eine Persiflage; und sie sollten es sein — man durfte mit gutem Gewissen lachen. Von der Regie wohl am liebevollsten behandelt: Komplizius, der Hofgelehrte, eine Rolle, in der man Schlette selbst (!) erwartet hätte. Das Ensemble spielfreudig — zu freudig beinahe — und in manchen Szenen zu locker geführt.

Bemerkenswert vor allem war aber der Versuch, Techniken des epischen Theaters zu nutzen: Einfügen eines Erzählers, kommentierendes Übernehmen einer Rolle („ich bin jetzt der Schuhmacher“, „ich bin jetzt der Diener“), Hinweise auf die Darstellung selbst und den Charakter des Dargestellten („wir sind ja in einem Märchen“). Dies alles zwar gab sich noch zu ungeschmeidlich und zufällig, und manches davon mußte zuweilen als Gag herhalten. Mit etwas mehr Vertrauen auf die Mittel, die man schon in der Hand hielt, wäre die Schwierigkeit, ein Märchen auf die Bühne zu bringen, vielleicht zu meistern gewesen, ohne daß man eine Persiflage hätte wollen müssen. Die Stiefel waren dem Kater noch etwas zu groß. Übers Jahr ist er vielleicht hineingewachsen.

## Ritter Blaubart

Als ich das Haus verließ, stand das Grün verstaubt und sommersatt. Die Pfützen gaben ihre letzte schmutzig-gelbe Flüssigkeit. Die Brunnen ragten metallisch und hielten ihre ausgetrockneten Schalen in die Luft wie leere Hände. Auf der Bank unter den Pappeln der Allee, wo sonst die Dirnen sitzen, las eine Alte die Abendzeitung. Das Sonnenlicht auf den breiten prächtigen Fassaden wich schräg und zitronen vor den wachsenden Schatten nach oben. Wie ein rostender Ritter stand der Kirchturm.

Eine Kutsche mit einem Schimmel davor rollte vorbei. Ein junger Mann winkte mit leerem ziellosem Lächeln. Hatte er mich endlich erkannt? Da scheute das Hufeklappen die Tauben auf und warf sie in den Schatten der Gasse zurück.

Ich kam zu dem Gebüsch, wo die weiße Statue steht; über das schmiedeeiserne Gitter hielt der Holunder seine Trauben...

Schon eingebogen in die Toreinfahrt war die Kutsche, ich suchte die Spur im Kies und hörte Stimmen, wo tief im Park das Knarren der Räder ein Ende nahm. Ich sah die weiße Fassade des Schlosses hinter dem Grün, livrierte Diener trieb es hin und her, einmal wehte eine weiße Robe vorüber, ein Kind tappte Treppenstufen hoch ins Innere...

Aber Stimmen und Gestalten wichen; nur einer blieb — geharnischt — am Schloßtor, vor sich Wein mit Gläsern auf einem niedrigen Tisch — da schlug ich den Holunder zur Seite, der mich verborgen hielt, und trat auf ihn zu:

„Ich habe auf Sie gewartet, aber Sie haben mir erst jetzt den Weg zeigen lassen, obwohl Sie doch wußten, daß der Sommer zu Ende ging!“ Ich nickte ihm zu, aber er hatte das Visier herab-

## Freund Hein



ein Onkel Hein verdankt seinen für süddeutsche Weitschweifigkeit etwas ungewöhnlichen Namen der Vorliebe seines Vaters für Salzheringe und Seemannslieder. Die gegen allen guten Brauch zähl verteidigte Benennung des spätgeborenen Sohnes war wohl das einzige öffentliche Eingeständnis dessen, was der württembergische Gemischtwarenhändler Merkle seine fürs Geschäft unschädliche Romantik hieß. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr, die langsamen Auswirkungen seines Mutes in den akkurat geführten Büchern zu verfolgen. Er starb, als mein Onkel Hein vier Jahre alt war. Die Handlung wurde verkauft; und die Mutter zog mit dem Jungen in das Haus ihres Bruders, der für die „Krämerseele Merkle“ nie Sympathie aufgebracht hatte, in seiner neuen Aufgabe als Vormund aber zur „höchsten Tugend“, zur Gerechtigkeit, sich versteifte.

Mein Onkel Hein setzte dem — kindlich-unbewußt — die Auszeichnung seines Namens entgegen. So wird wohl gewesen sein. Vielleicht — und vieles spricht dafür — haben die strengen Züchtigungen und unerbittlich-lauten Korrektheiten bei meinem Onkel Hein auch jene Neigung entwickelt, der er später Beruf und gesellschaftliche Anerkennung zu danken hatte. Absonderlich war sie freilich.

Es ist schwer, getreulich zu berichten, wie sich alles ereignete; denn wenn ich es recht verstehe, hat mein Onkel Hein auch die Erzählung seiner Kindheit durch Zynismus entstellt, mit dessen Hilfe allein er seinen neuerdings weitläufigen Verpflichtungen nachkommen kann.

Er war neuneinhalb oder schon zehn Jahre alt, als er an der Hand seiner Mutter, im Matrosenanzug (der Vormund hatte sich nicht ohne Mißtrauen dieser Knabenmode gefügt), so ziemlich als letzter in der Reihe, von allen voller Ergriffenheit beobachtet, drei Schaufelchen Erde, etwas verspielt allerdings, auf den Sarg der, wie man ihm versicherte, toten Nachbarin rieseln ließ. Klug genug war er schon, um zu bemerken, daß dem abseits stehenden Vormund das Taschentuch weniger zur Beseitigung überquellender Spuren der Rührung dienlich war als zur leider erfolglosen Massage der Tränensäcke. Solche Beobachtung störte ihm den Stimmungszauber unsichgreifender Versöhnlichkeiten, und doch lehrte sie ihn auf merkwürdige Weise die „Unausweichlichkeit des Todes“ verstehen, die der — jetzt mit sichtlich besserem Gewissen — trockenäugige Vormund auf dem Heimweg düster verkündete.

Was Wunder, daß mein armer Onkel Hein — gewissermaßen auf den Geschmack gebracht — in den folgenden Monaten und Jahren immer häufiger seinem freudlosen Dasein im Hause des Vormunds entrann und auf dem nahen Kirchhof die Friedlichkeit mehr oder weniger bedeutender Leichenbegängnisse auskostete. So kam es, daß mein Onkel Hein am Tod sein Vergnügen fand, ein ganz unschuldiges zwar — er war ja noch ein Kind — und doch so ausgeklügelt und verwerflich, daß es die späteren Verfehlungen wohl zu erklären imstande ist. Anders ist es nicht zu erklären.

Nur zu schnell überwand mein Onkel Hein seine Schüchternheit, die ihn noch bei den ersten Gelegenheiten hinter Bäume und Hecken zurücktrieb. Mag sein, daß er sich durch seine peinlich genaue Kenntnis der Bestattungsriten (beider Konfessionen) zu unmittelbarer Beteiligung aufgefordert glaubte, mag sein. Er begann, sich unter die Trauergäste zu mischen, und ließ sich gar verführen, den Hinterbliebenen beleidigend die Hand zu reichen. Wie mein Onkel Hein heute meint, habe immer erst die Kondolationscour ihm die höchsten Augenblicke der Leichenstimmung geschenkt. Ich habe keinen Sinn für seine Frivolität; ich kann allenfalls verstehen, daß er als Knabe und noch als Jüngling die von sozialer Indifferenz bis zu wilder Verbrüderungseligkeit reichende Seelenlage, daß er die ganze Sanftmut der Schmerzgebeugten beglückt erfuhr. Doch auch dies fällt mir, je mehr ichs bedenke, schwer. Ob er sadistisch war? Nein, er war geplagt und und enttäuscht, der arme Onkel Hein.

Freilich mußte sich eine so widernatürliche Anstrengung des Gefühls irgendwann einmal rächen. Mein Onkel Hein erfuhr es sehr schmerzlich. Er stumpfte ab, und nicht die ergreifendste

Leiche vermochte mehr, in ihm jene Stimmung zu erzeugen, an die er sich früher so maßlos verschwendet hatte. — Er zog sich von jeglicher Trauergeselligkeit zurück, hoffte im Stillen vielleicht auf Gesundung; doch dann kam der Krieg. Mein Onkel ging hinein und kehrte wieder, älter, doch sonst nach außen hin kaum verändert.

Erbschaften, die ihm seine Mutter und später sein Vormund hinterlassen hatten, erlaubten es ihm, unbescheiden und ohne Arbeit zu leben. Niemand sprach von ihm, keiner kannte ihn. Wenn ers heute auch nicht eingestehen will, mein Onkel Hein litt sehr unter seiner Nutz- und Namenlosigkeit, wie hätte er sonst zu so — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen — zweifelhaften Mitteln greifen können.

Mein Onkel Hein erinnerte sich der von ihm so genannten „Tröstungen seiner Jugend“ und entwarf auf weite Sicht ein Programm, das ihm bei viel Geduld aber geringerem seelischen Aufwand einen reellern Gewinn einbringen sollte.

Er übersiedelte in eine Großstadt des Industriegebietes, abonnierte zum Zwecke genauester Information, deren er bedurfte, die drei angesehensten Tageszeitungen. Und als man den Direktor eines großen Bankhauses zu Grabe trug, war mein Onkel Hein dabei. Unansehnlich zwar in seinem abgetragenen schwarzen Anzug und am Ende des Gefolges, doch am Anfang seiner Karriere.

Mein Onkel Hein lernte unermüdlich, er wußte über Aufsichtsräte und Direktorien Bescheid, über Zerwürfnisse und Annäherungen in den Unternehmerfamilien, und dies alles, um seinem großen Auftritt die Nonchalance der Eingeweihten zu sichern. Mittlerweile zeigte sich auch seine Garderobe der respektabelsten Leiche gewachsen.

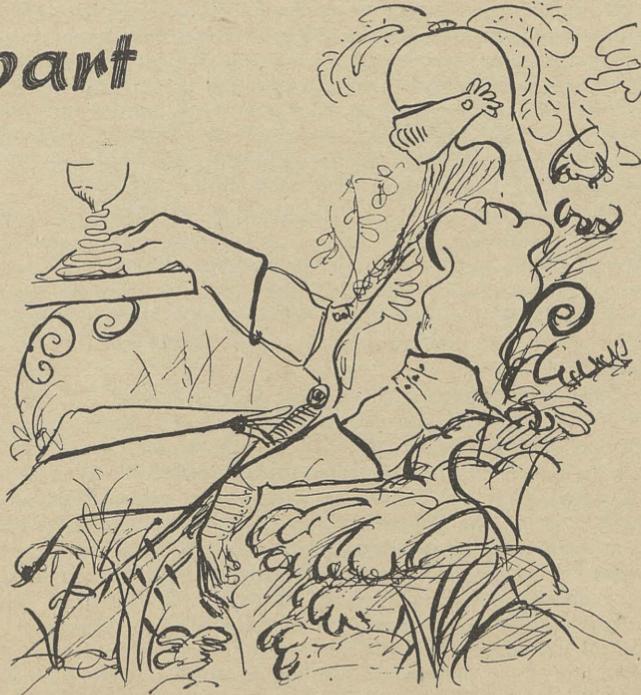
Keinen Augenblick zu früh für meinen Onkel Hein ging der ehemalige Minister des Innern, Ehrenbürger der Stadt und Ehrensator der Technischen Hochschule, Inhaber mehrerer in- und ausländischer Orden und Mitglied von dreizehn Aufsichtsräten, heim. Es war eine Bestattung, die selbst mein Onkel Hein kaum noch provinzierisch-zynisch eine Leiche zu nennen wagte. Zur Trauerfeier hatte er sich an der Tür durch offenkundige Blindheit des Schmerzes Einlaß verschafft, drinnen, die Taktik ändernd, urziehend, überbürdet und ungeduldig sich in die zweite Reihe gesetzt. Doch höheren Wert maß mein Onkel Hein der Bestattung bei. Anderthalb Schritte hinter seinem Kranzträger — einen größeren Abstand durfte er wegen der möglichen Verunklärung der Eigentumsverhältnisse nicht riskieren — ging er und zwar ziemlich vorn. Der Priester und die Reden langweilten ihn. Dann ließ er seinen Kranz niederlegen, beugte sich gemessen und ordnete — unzählige Male geübt — die Schleife. Sei es, daß er die innige Vertrautheit seines Verhältnisses zum Toten dokumentieren wollte, sei es, daß er sich von dem Grauen, das jeden metaphysischen Witz begleitet, einen besonders nachhaltigen Eindruck versprach, auf der roten Schleife stand gülden und lakonisch: „Dein Freund Hein.“

Mein Onkel Hein gehört in gewissen Kreisen heute zu den bekanntesten Persönlichkeiten. Kaum jemand redet mit ihm, doch alle sprechen sie von ihm. Man hält ihn für einen Mann geheimer Einflüsse, dem viele gehorchen, doch den alle verleugnen, wenn man sie fragt; manche, besonders die Damen, nennen ihn, gruselig-erwärmt, einen prominenten Freimaurer, und manche, die aus den Sonntagsmatineen ihren Cocteau kennen, haben über Freund Hein so ihre speziellen Vermutungen.

Was sie auch reden und denken, heute befindet mein Onkel Hein darüber, was ein Toter in den großen Städten wert ist. Er praktiziert unzählige Nuancen des ehrenden Angedenkens. Am begehrtesten — aber nur selten gewährt — ist die Schleife „Dein Freund Hein“.

Nun ist er in Sorge wegen seines Todes, mein Onkel Hein. Er sinnt darauf, wie auch er mit höchsten Ehren bedacht aus dieser Welt gehen könne. Er ist ratloser, als man es von ihm erwarten dürfte, und hat mir, dem spät entdeckten Neffen, wohl aus Zerknirschung seine Geschichte anvertraut. Ich weiß nicht, was ich von ihr halten soll. Aber er soll seine große Leiche haben, der Onkel, gleich morgen oder wanns ihm gefällt, einen Superlativ, verflüxt, einen Kranz: „Dir, dem Freunde, Dein Freund Hein.“

Ephraim



genommen, und sein Mund der mir hätte antworten können, blieb hinter dem Eisen verborgen.

„Sie sind allein? Sie sind nicht glücklich?“ Ich sah ihn an und versuchte ein Lächeln, aber auch seine Augen, die ich suchte, blieben im Dunkel.

„Und im welchem Zimmer sind sie aufgebahrt?“ — ich setzte mich, ohne daß er mich dazu aufgefordert hatte. Sein Atem ging schwer hinter dem Eisen; wenn sich die Brust regte, schabte das Metall rostig gegeneinander.

„Haben Sie überhaupt eine von ihnen geliebt?“ Er antwortete immer noch nicht, aber seine Hand, die behandschuht auf der Tischplatte lag, schien sich plötzlich zu bewegen; Regung schien auch in die ganze Gestalt gekommen zu sein, wie kurz vor dem Aufspringen. Ich wich zurück und hielt die Hände zur Abwehr bereit.

„Ist es Ihnen sehr leicht gefallen, zu verlernen, die Menschen zu lieben?“

Jetzt wird er sich erheben, langsam, „ich werde Ihnen nichts tun“ in den Augen, die langen Finger über meinem Hals öffnen... Da! Aufgesprungen schlage ich ihm das Visier hoch, sehe in ein totes Gesicht und — noch Knospe, der Schreck, mich nicht hemmend — trete ich ihn vom Stuhl, daß er klirrend in den Sand stürzt. Ich greife — jetzt die flatternden Finger! — mir entgleitend nach dem Wein und — ein Blick noch nach den Fenstern: keine Garde, keine Häscher! — stürme ich aus den Garten.

Ich fand zum Flußufer hinab über die Brücke, die ich zerstört glaubte, und fühlte weiß die Kiesel unter den Sohlen, bis das Wasser kühl und voll Atem nah war. Ich nahm die Flasche und schüttete die Hälfte des Weins auf die weißen Steine, und sie färbten sich naß. Dann schleuderte ich sie in die Mitte des Flusses, und zielte mit flachen springenden Kieseln danach, bis sie zerbrach und sank. Ich hörte auch dann nicht auf, und die Ruhe der hüpfenden Steine — sechs mal sprang einer, der besonders flach war! — ließ mich erst los, als der Himmel mit der Mondtrommel laut wurde; und ich die Stimmen wieder hörte, die die ganze Zeit über um mich gewesen waren... H. Piwitt

# Werkstudententum in Österreich

„Bombe explodierte — zwei Tote bei einem Verkehrsunfall!“ — Es ist die Schlagzeile einer Wiener Boulevardzeitung von gestern oder vorgestern. Ein junger Mann ging durch ein bekanntes Wiener Restaurant, um seine Zeitungen zu verkaufen. Er hatte Erfolg, fast an jedem Tisch wurde eine Zeitung gekauft — ob das nur an der Neugierde der Menschen lag, die die letzte Sensation erfahren wollten, oder auch ein wenig an der originellen und lebenswürdigen Art des jungen Mannes mit der vorspringenden Nase? — Er war Werkstudent. Seit vier Jahren verdient er sich so sein Studium. Sein Vater ist ein pensionierter Bankbeamter und hätte seinem Sohn das Studium an der Universität für Welthandel niemals ermöglichen können.

Den stundengebenden und für Geld musizierenden Studenten gibt es, seit es Hochschulen gibt, doch der Werkstudent wie wir ihn kennen, ist ein typisches Zeichen unserer Zeit. Das Ausmaß der Erwerbstätigkeit und die Art ihrer Ausübung ist darüber hinaus ein brauchbarer Maßstab für die sozialen Verhältnisse der Studierenden und ihres Elternhauses, wie auch für die Anforderungen, die an einen Großteil der jungen studierenden Menschen heute gestellt werden. „Man kann nicht zwei Herren dienen“ — heißt ein altes Sprichwort. Wieviele Studenten werden aber dazu gezwungen, trotz allem zwei Herren zu dienen, sei es um leben zu können, sei es um sich die notwendige Berufspraxis vorwegzunehmen.

Von seiten der Professoren und verschiedener staatlicher Stellen werden immer wieder Befürchtungen laut, daß die berufliche Beanspruchung und der zwangsläufig daraus folgende Kampf um die Existenz Ausmaß und Formen annehmen, die im Interesse einer gründlichen und verantwortungsbewußten Ausbildung nicht mehr vertretbar sind. Prof. Kindermann, der Vorstand des theaterwissenschaftlichen Institutes der Universität Wien, sagt: „Ich kenne die Schwierigkeiten, mit denen die Studenten heute zu kämpfen haben. Ich versuche auch in meinem Institut den werktätigen Studenten so gut es geht, entgegen zu kommen. Ich dulde es, daß meine Hörer nicht in die Vorlesungen kommen und bin immer bereit ihnen die Möglichkeit zu geben, das Versäumte durch Lektüre nachzuholen. Es ist jedoch untragbar, daß Studenten nicht einmal die Seminare besuchen können, in denen es darum geht, den lebendigen Kontakt mit der Materie in persönlichen Auseinandersetzungen zwischen Professor und Hörer zu finden.“ Auf die Frage: „Was halten sie vom Werkstudententum in seiner heutigen Form?“ — antwortete Dr. Matejka, der Leiter des Dolmetscherinstitutes etwas heftig: „Das Werkstudententum ist auf jeden Fall ein Übel, leider jedoch eine Notwendigkeit, solange der Staat nicht eingesehen hat, fähigen Leuten auf seine Kosten das Studium zu ermöglichen, wie das in verschiedenen Ländern bereits der Fall ist. Werden für ein Studium acht Semester vorgesehen, so erfordert die Arbeit an der Wissenschaft diese acht Semester einen ganzen Menschen und nicht ein gehetztes, nervöses Wesen, das zwischen Bibliotheken, Lehrsälen und den Sorgen um die primitivsten Dinge des Lebens zerrissen wird. Der Staat müßte sich darüber im klaren sein, ob er wahre Akademiker braucht oder nicht. Es ist für die Wissenschaft untragbar, daß 90 Prozent der Studierenden lediglich für die Prüfungen büffeln, die berechtigen, einen Titel zu tragen, der aber Verantwortung bedeutet. Studium ist eine intensive Beschäftigung mit einer Materie und nicht ein Nebenberuf. Vor allem sollte man im Falle Werkstudent nicht aus der Not eine Tugend machen wollen.“ — Die Lautstärke der letzten Worte war erschreckend. Ein hartes Urteil, jedoch nicht ganz ohne Berechtigung.

Wenn die vom statistischen Zentralamt ermittelten Zahlen auch kein völlig exaktes Bild ergeben, so ermöglichen sie doch einen wertvollen Überblick über die Erwerbstätigkeit der Studenten der österreichischen Hochschulen. Der Anteil der berufstätigen Studenten an der Gesamtzahl der österreichischen Hörer an wissenschaftlichen und Kunsthochschulen beträgt: Etwa 19 Prozent der männlichen Studierenden sind in einem ständigen Arbeitsverhältnis, sieben Prozent dagegen nur vorübergehend beschäftigt. Soweit der Stand an wissenschaftlichen Hochschulen. An den Kunsthochschulen sind 32 Prozent dauernd und 6 Prozent fallweise beschäftigt, während von den Studentinnen 29 Prozent ständig und 5½ Prozent vorübergehend in Arbeit sind.

Verteilt man diesen Prozentsatz der erwerbstätigen Studenten auf die einzelnen Hochschulen so ergibt sich folgendes Bild:

	ständig	vorübergehend
Universität Wien . . . . .	15%	12%
Universität für Welthandel Wien . . . . .	27%	5%
Universität Innsbruck . . . . .	30%	3%
Theologische Fakultät Salzburg . . . . .	28%	
Universität Graz . . . . .	22%	3%
Technische Hochschule Wien . . . . .	14%	7%
Technische Hochschule Graz . . . . .	16%	5%
Tierärztliche Hochschule Wien . . . . .	7%	10%
Hochschule für Bodenkultur Wien . . . . .	6%	3%
Montanistische Hochschule Leoben . . . . .	5%	1%

Wie man aus diesen nüchternen Zahlen erkennen kann, spielt die Erwerbstätigkeit an den einzelnen Hochschulen eine sehr unterschiedliche Rolle. Der Grund hierfür kann nicht der Hochschulort sein, da die Hochschulen mit Ausnahme der montanistischen Hochschule Leoben, in Wien beziehungsweise in den Landeshauptstädten liegen, in denen eine im wesentlichen gleichbreite Basis für Nebenverdienstmöglichkeiten gegeben sein dürfte. Die Ursache liegt vielmehr in der, nach Studienrichtung verschiedenen Eigenart der Hochschulen. Ein Querschnitt durch

die Universität Wien zeigt zum Beispiel: An der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, mit 28 Prozent ständig und 18 Prozent vorübergehend Beschäftigten ist der weitaus größte Prozentsatz an berufstätigen Studenten zu verzeichnen. Die Zahlen der anderen Fakultäten seien noch zu Vergleichszwecken genannt: Philosophische Fakultät 14 Prozent ständig und 11 Prozent vorübergehend. Theologische Fakultät 12 zu 3 und Medizinische Fakultät 6 zu 5 Prozent.

Ein Blick auf die Art der Berufstätigkeit zeigt, daß ein sehr hoher Prozentsatz (ungefähr 59%) nicht nur dauernd, sondern auch ganztätig beschäftigt ist. Der Student ist hier einer doppelten Belastung ausgesetzt, die nur bei guter Konstitution und überdurchschnittlichen geistigen Fähigkeiten ohne Folgen zu tragen ist, auf jeden Fall aber ein Höchstmaß an Willenskraft und Ausdauer erfordert.

Auch dem armen Werkstudenten, der sein Studium sonst durch allerlei Gelegenheitsarbeiten bestreitet, gelingt es, einmal das Ausland kennenzulernen. Durch einen glücklichen Zufall erhält er eine ausreichend bezahlte Praktikantenstelle an einer Bank in Schweden und begibt sich voller Erwartung auf „Große Fahrt gen Norden“.

Als er nach 24stündiger Reise am Zielort anlangt, hat er schon einiges gelernt. Schweden ist gar nicht so klein wie man als Deutscher leicht annimmt. Es hat eine Fläche, die so groß ist wie das Deutsche Reich vor dem ersten Weltkrieg, so daß sich die 7 Millionen Einwohner Schwedens keineswegs gegenseitig auf die Füße treten. Auch hält das Land mit dem technischen Fortschritt kräftig mit, was schon das voll elektrifizierte Eisenbahnnetz und der Fahrtkomfort beweisen. Von dem reservierten, aber stets höflichen schwedischen Mitreisenden erfährt der wißbegierige Studiosus, daß er sich nunmehr in einem „Sozialstaat erster Güte“ befände, was allerdings nicht unbedingt ein Fortschritt zu sein braucht.

Als der verzweifelt nach der Schiffsjugendherberge Suchende später vor der „Centralstation“ steht, erhält er den ersten Eindruck von Schweden und seiner Sprachgewandtheit. Mit einem mühselig dem Lexikon entliehenen Satz bittet er den ersten besten Passanten um Auskunft. Dieser erkennt gleich den Mitteleuropäer und antwortet lächelnd in gutem Deutsch. Später erlebt



der Besucher noch oft die verblüffende Sprachkenntnis der Schweden, die meist Englisch, Deutsch und Französisch ausgezeichnet beherrschen.

Die tägliche Bankarbeit ist für einen „kampfgewohnten“ Werkstudenten leicht zu meistern, da die Bank ihre Angestellten nur von 1/210 Uhr bis 1/25 Uhr bei einstündiger Pause in ihren Mauern hält. Der in Deutschland übliche Druck des Vorgesetzten auf das Arbeitstempo fehlt hier völlig und das vertrauliche „DU“ zwischen sämtlichen Kollegen zeigt, daß die Ruhe und Gemütlichkeit des schwedischen Menschen auch bei der Arbeit nicht aufhört.

Lebendig werden unsere Nordeuropäer erst zu den an sich sehr kostspieligen Mahlzeiten: denn man ißt hier höchsten dreimal täglich, dafür ausgiebig. Nach dem morgendlichen „Frukost“ gibt es gegen 13 Uhr „Lunch“ und abends sinnigerweise „Midag“. Als naiver Ausländer fällt man leicht herein, wenn man nicht weiß, daß Brot und Butter nur ein Vorgericht darstellen. Hat der Heißhunger dazu verleitet, zu diesem berühmten „smörbröd“ von den bereitwillig angebotenen Wurstsorten und Hering, der delikate mit Salatblättern und Tomatenscheiben verziert ist, ansehnliche Berge auf den Teller zu häufen, versagt wenig später der ahnungslose Gaumen den gewohnten Dienst. Wurst und Matjeshering sind nämlich ebenso wie Senf und Mayonnaise in Schweden stets stark gezuckert. — Zur Erholung setzt man dem skeptischen Gast dafür einen hervorragenden Hauptgang vor: „kött-bullar“ (eine Art Klopse) mit Preiselbeeren oder Strömings (Steinbutt) mit Dillsoße. Oft gibt es dazu Milch, was allerdings nicht aus besonderer gesundheitlicher Einsicht geschieht. Denn was soll der Mensch trinken in einem Land, wo der Wein nur mit hohen Importpreisen angeboten wird und das Bier mit dem deutschen „Gerstensaft“ höchstens die Farbe gemeinsam hat. Daher gilt das „Tyk Öl (deutsche Bier) als besondere Delikatesse und 3/10 sind nicht unter zwei Mark zu haben.

Überhaupt der Alkohol in Schweden! Bis vor einem Jahr gab es noch Prohibition und wollte man Alkohol über die zugeleitete Menge hinaus ergattern, mußte der geplagte Trinker sich von einem Arzt ein Rezept schreiben lassen und dieses bei der Apotheke einlösen. Heute steht der Schwede mit 7 Liter pro Kopf und Jahr in dem zweifelhaften Ruhm des Weltbesten (Deutschland 3,5 Liter).

Ganz im Gegensatz dazu steht ein anderer Rekord. Schweden ist wohl das Land mit den meisten hübschen Mädchen und Frauen. Daneben beweisen die Blondinen wie die ebenso zahlreichen Brünetten einen hervorragenden Geschmack in allen Textil- und Modefragen und wissen ganz genau, was zu ihrer Persönlichkeit, Größe, Haltung, Figur, Haarfarbe und Frisur paßt. Gerüchten, nach denen Schwedinnen eine laxer Moral nachgesagt wird, erscheinen vollkommen unbegründet und beruhen wohl auf „sexualhysterischem Geplär“ deutscher Kinobesucher. Ein attraktives Äußere ist ja auch bei uns kein Beleg für Unmoral.

Daß das schwedische Mädchen der unbegründeten deutschen Sitte nicht folgt, nie ohne Begleitung auszugehen, erscheint verständlich, wenn der ausländische Besucher feststellt, welche hochgeachtete und völlig gleichberechtigte Stellung die Frau neben dem Manne im täglichen Leben einnimmt. So trifft der tanz-

„Man muß zugeben, daß das Problem der Werkstudenten, gerade von der wissenschaftlichen Warte aus gesehen, äußerst heikel ist. Ein Mensch, der sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen muß, kann sich niemals mit derselben Intensität den Studien widmen, wie einer, der monatlich ausreichend Geld von der Bank abheben kann. Eines ist jedoch zu bedenken: wird ein junger Mensch, der sich schon früh an eine finanzielle Selbstständigkeit gewöhnt hat, nicht auf sichereren Beinen im Leben stehen?“ — Diese Frage warf der jetzige Sozialreferent der österreichischen Hochschülerschaft auf, als er zu dem Problem Werkstudent Stellung nehmen sollte. Darauf ist mit dem Satz eines Referenten des 4. Deutschen Studententages in Hamburg zu antworten der ausführte „Ausbildungssünden von heute sind Soziallasten von morgen.“ Dies sollten sich vor allem diejenigen staatlichen Stellen vor Augen halten, in deren Macht es liegt, den Studenten, der jungen akademischen Generation, zu helfen. Die Stipendien, die heute in Österreich von verschiedenen staatlichen und privaten Stellen vergeben werden, reichen nicht aus, auch nicht bei den bescheidensten Ansprüchen. Dolores M. Raudaschl

## „Det är Sverige“ / Als Werkstudent in Schweden

lustige Deutsche in netten Tanzlokalen und bei Studentenfesten fast ausschließlich Mädchen — auch aus den angesehensten Familien —, die ohne männliche Begleitung kommen.

Belustigt sieht der Fremdling, daß die jungen schwedischen Studentinnen ebenso wie ihre Kommilitonen in der Sommerzeit in der Öffentlichkeit ohne Ausnahme weiße Studentenmützen tragen. In Schweden scheint der Ruf der Studentenmütze und des akademischen Studiums noch genügend geachtet zu sein.

Mindestens zweimal in der Woche treffen sich alle Studenten im Studentenhaus, sehen Theaterstücke und Filme und tanzen. (Vgl. Frankfurt!). Wenn es auch nur bis Mitternacht dauert, so ist doch die Gelegenheit der häufigen und ungezwungenen Begegnung gegeben. Daß das zärtliche, schnell gewährte „cheek by cheek“ einer kühlen Schönen trotzdem keine Aufmunterung zu weiteren Annäherungsversuchen bedeutet, lernt der Partner bald, will er nicht den ohnehin schon ramponierten Ruf des Deutschen den letzten Rest geben. (Scheinen doch manche „Austauschstudenten“ eher aus einer negativen als aus einer positiven Auslese hervorgegangen zu sein.)

Überhaupt steht der schwedische Mensch allen Gefühls- und Herzensangelegenheiten recht nüchtern, ja bisweilen hart gegenüber. Fast alle — mehr oder weniger wohlhabend — scheinen das Herz für den Mitmenschen verloren zu haben. So nimmt nicht wunder, daß von der in Deutschland üblichen Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft, die bei uns vielleicht durch die Not der letzten Kriege besonders geweckt wurde, in Schweden wenig zu merken ist.

Doch hat unser Student durch die freundlich gewährte Praktikantenzeit manche Erfahrung gesammelt, die herrliche schwedische Landschaft in ihrer großen Einsamkeit kennengelernt und auch Menschen gefunden, die zu guten Freunden wurden.

Nach einigen Wochen der Besinnung weiß der Nordlandfahrer nun: Arbeit und Fest, kühl aber höflich, herzlos und doch liebenswert — det är Sverige — das ist Schweden! Klaus Beste

### Leserzuschrift

Dem Verfasser des Artikels „Bildungsmonopol“ seien zu Beginn nur einige Zahlen genannt, die ihm bei der Beanstandung des Rückmeldeverfahrens zum Winter-Semester 1956/57 sicherlich nicht bekannt waren:

Im Jahre 1943 waren an der Universität Frankfurt am Main 1998 Studenten eingeschrieben, im Jahre 1946 waren es 3877, 1950 schon 4444 und 1956 7542. Diesen Studenten stand in den Verwaltungsstellen eine gleichbleibend geringe Zahl von Bediensteten gegenüber. Mit der Zahl der Studierenden stiegen jedoch gleichzeitig die anfallenden Verwaltungsarbeiten, wie z. B. Unterrichtsgeldfreiheit, Gebührenerlaß u. a. m. Dennoch ist es dem eingearbeiteten Personal immer gelungen die büromäßige Abfertigung der Studenten reibungslos in der vorgesehenen Frist durchzuführen, sogar zu vereinfachen (Wegfall von Erhebungsbogen, Wegfall der Vorentrichtung der Wohlfahrtsgebühren).

Nun kann es vorkommen — und das wird der Verfasser des Artikels „Bildungsmonopol“ zugestehen müssen —, daß zu Semesterbeginn Arbeitskräfte durch Krankheit ausfallen. Eingearbeitetes Personal, das wegen des Charakters der Dienststellen mit der Vielfältigkeit des Arbeitsbereiches eingehend vertraut sein muß, steht — und auch das ist verständlich — kurzfristig nicht zur Verfügung. Wenn sich deshalb die Verwaltung den Hinweis erlaubt, die tägliche Rückmeldequote unterliege einer gewissen zahlenmäßigen Beschränkung, so kann dies doch nicht ernstlich mit einer Zulassungsbeschränkung, einem numerus clausus, verglichen werden. Auch hier von einer Zwangsbeurlaubung zu sprechen, ist unangebracht. Vielleicht drücken Zahlen dies deutlicher aus:

Die Rückmeldefrist umfaßt 24 Tage (4 Wochen). Schon bei einer Rückmeldezahl von 250 Studenten je Vormittag, können sich innerhalb dieser Frist 6000 Studenten zurückmelden. Hinzu kommen etwa 1000 Neu-Einschreibungen die hiervon getrennt bearbeitet werden.

Während der dreistündigen Öffnungszeit der Verwaltungsstellen muß sich also die einzelne Rückmeldung innerhalb von nicht ganz einer Minute abwickeln. Von einer individuellen Behandlung kann hier leider nicht mehr gesprochen werden. Daß dieses Verfahren andererseits auch eine ungeheure Belastung des Personals darstellt, ist offensichtlich, und wird auch von der Mehrzahl der Studenten anerkannt. Es liegt jedoch in der Hand der Studentenschaft, und das muß an dieser Stelle gesagt werden, das unliebsame Schlangenstehen zu vermeiden. Denn erfahrungsgemäß drängt sich die Mehrzahl der sich zurückmeldenden Studenten auf die erste und letzte Woche der genannten Frist. Etwas Verständnis und Umsicht — des eigenen Vorteils wegen — könnte hier schnell Abhilfe schaffen. Sollte sich der in Frankfurt am Main bzw. in unmittelbarer Umgebung beheimatete Student nicht besser in der zweiten Hälfte der Frist zurückmelden, um zunächst dem von weiterher kommenden Studierenden die Möglichkeit der Erneuerung seiner Schülerfahrkarte zu geben?

In den Nachkriegsjahren war es an unserer Hochschule üblich, daß sich Studenten zu Aushilfstätigkeiten in der Verwaltung zur Verfügung stellten. Von dieser schönen Geste ist jedoch in den letzten Jahren kein Gebrauch mehr gemacht worden.

Universitäts-Sekretariat Frankfurt



# „Mein Kampf“ im arabischen Exil

An der Universität Jerusalem wurde Fräulein Eva Beling als erste deutsche Studentin immatrikuliert. Sie ist bis jetzt die einzige deutsche Staatsangehörige, die an einer israelischen Hochschule studiert.

Fräulein Beling schreibt eine Dissertation über die Eingliederung der jüdischen Einwanderer in den israelischen Staat.

Die Redaktion

Jerusalem 31. 10. 56. Eigentlich ist Krieg und trotzdem gehe ich wie üblich um acht Uhr in den Ulpan, um hebräisch zu lernen. Der Ulpan ist eine Einrichtung, in der man hebräisch lernt, für Neueinwanderer, aber auch Menschen wie mich, die hier in Jerusalem studieren wollen. Obgleich das ganze Land unter dem unausgesprochenen Motto steht: Beibehaltung des normalen Lebens! — stehen auf den Gängen die Menschen zusammen, diskutieren und stellen Zukunftsprognosen. Ist dies eigentlich Krieg? Ist es nur eine Vergeltungsaktion? Warum sind unsere Soldaten nicht zurückgekehrt? Wollten sie oder konnten sie nicht? Erst die Nachrichten um acht Uhr geben uns Gewißheit, daß man diese Aktion Krieg nennen kann.

Die Unterrichtsstunden werden so eingerichtet, daß wir die Möglichkeit haben, jede Stunde Nachrichten zu hören. Aber die Nachrichten sind keine Sondermeldungen eingeleitet durch Militärmusik. Ein einziges Mal bricht unter den Zuhörern ein wahrer Begeisterungsturm los. „Das als abgeschossen gemeldete israelische Flugzeug ist zu seiner Basis zurückgekehrt.“

Der Direktor des Ulpan geht heute von Klasse zu Klasse, um mit uns die neue Lage zu besprechen. Unangenehme Schulungstunden fallen mir ein. Wird man uns auch hier die Möglichkeit rauben, über diesen Krieg zu denken und zu sagen, was man will? Nach einigen Regeln über Verdunkelung und Luftschutzübungen stellt er uns abrupt die Frage „was haben wir von dieser Aktion zu halten?“ Einen Moment lang herrscht Schweigen. Dann kommt die erlösende Antwort: „Ich weiß es nicht!“ Und dann, nach einer Pause: „Gott liebt die Araber ebenso wie uns, und irgendwann wollen und müssen wir als gute Nachbarn in Frieden mit ihnen leben.“

Jerusalem 1. 11. 56. Obgleich es keine Busse mehr in der Stadt gibt, da die Fahrer mit ihren Wagen eingezogen worden sind, ist die Ulpanklasse wieder vollzählig. Auch die Amerikaner und Engländer sind da, obgleich man sie aufgefordert hat, das Land zu verlassen. Wir alle werden angesteckt von der Ruhe, die unter der israelischen Bevölkerung herrscht. Es wird nicht gehamstert, die Kinder gehen zur Schule, die Beamten gehen zu Fuß in ihr Büro, die Soldaten auf der Straße benehmen sich wie Zivilisten, sie marschieren nicht, aufreizende Marschlieder singend. Das Leben heute unterscheidet sich von unserem gestrigen Frieden dadurch, daß man öfters Nachrichten hört.

Der Ulpanwitz ist auch schon aktuell: „Warum sind unsere Soldaten auf den Sinai?“ „Nun, sie wollen die Gesetze zurückbringen!“

„Außerdem müssen die Zimmer heute geputzt werden für die neue Einwanderungswelle, die in Haifa gelandet ist.“ (250 gefangene ägyptische Matrosen).

Jerusalem 3. 11. 56. Heute haben wir über das Eingreifen der Engländer und Franzosen am Suezkanal gesprochen. Bei dieser Gelegenheit fiel mir eine Stelle aus „Die Revolution entläßt ihre Kinder“ von Leonhard ein. Er beschreibt den Meinungsumschwung in Rußland, als es ein Bündnis mit Hitler abschloß. Hier fragt man sich erstaunt, was ist mit England geschehen? Golda Meir, der israelische Außenminister, spricht aus dem Mund Edens, während noch vor einer Woche Radio Cypern proarabische Propaganda machte, die alles andere als israelfreundlich war. Man ist nicht gerade begeistert von neuen Bundesgenossen, bei denen man nicht weiß, wie weit die Freundschaft reichen wird.

Es ist Sabbat. Da an diesen Tagen nie Autos fahren, könnte man meinen, es sei nichts geschehen. Die Menschen sind wie jeden Sabbat im Freien und freuen sich über die Sonne, die nicht mehr zu heiß ist, und prophezeien den ersten großen Regen.

Jerusalem 5. 11. 56. Noch dauert der Krieg keine Woche und trotzdem glauben wir plötzlich alle an Frieden. An den Grenzen ist es jedenfalls friedlicher als vorher. Wir wachen nicht mehr mit dem Gedanken auf, wo hat es heute nacht geschossen, wo ist ein Auto auf eine Mine gefahren und hat die Vergeltungsaktion wegen des letzten Grenzzwischenfalls schon stattgefunden?

Eine Gruppe Neueinwanderer fährt mit mir zur Eröffnungsvorstellung der Universität.

Die Berichte aus dem Sinai überstürzen sich, da schon einige Soldaten für ein—zwei Stunden auf Urlaub gekommen sind. Ich habe mich während der Mobilisierung gewundert, wie schnell und selbstverständlich Studenten und Lehrer, Arbeiter und Ärzte ihren Arbeitsplatz verlassen haben und ohne jeglichen Aufwand von patriotischen Gefühlen zum Militär gingen. Nun erscheint es mir fast genauso verwunderlich, daß man die Kosten und die Umstände nicht scheut, die Soldaten schnell einmal zum Shalom sagen (der israelische Gruß, er bedeutet Frieden), nach Hause zu schicken.

Ein junger Offizier berichtet von den Kämpfen um Gaza. Er sagt nur: „Ich weiß nicht, ob ihr euch vorstellen könnt, welch ein schreckliches Schauspiel in der Wüste war. Die Tanks fuhrten wie besinnungslos gewordene Tiere im Zickzackkurs durch den Sand, bis sie schließlich irgendwo brennend liegen blieben.“ Erstaunlich für uns sind seine Berichte über die riesigen Waffenlager, die man im Sinai gefunden hat, jetzt hinterher überläuft mich noch ein Schauer bei dem Gedanken, was geschehen wäre, wenn alle diese Tanks und Bomben gegen Israel gerichtet worden wären.

Jerusalem 9. 11. 56. Heute habe ich etwas gesehen, was eigentlich uns Deutsche besonders angeht. Entgegen aller Aussagen

Nassers, daß seine Haltung gegen Israel nichts mit Antisemitismus zu tun hat, fand man bei den ägyptischen Gefangenen sehr zweifelhafte Bücher. Da gibt es „Mein Kampf“ auf arabisch, ganz zu schweigen von richtigen Hetzschriften, in denen die siegreiche deutsche Armee z. B. unter dem Triumphbogen in Paris gezeigt wird. Obgleich ich schon früher die „Stürmer-sendungen“ von Radio Damaskus gehört hatte, obgleich ich wußte, daß ägyptische Panzer russischen Ursprungs mit nazistischen Zeichen bemalt waren, fühlte ich mich jetzt plötzlich in eine Zeit zurückversetzt, die wir viel zu schnell vergessen haben. Wie muß den israelischen Soldaten zumute gewesen sein, die ihre Angehörigen im KZ verloren haben?

Jerusalem 12. 11. 56. Wir haben heute im Ulpan lange darüber diskutiert, was man hätte tun können, um die ägyptische Zivilbevölkerung zu schonen. Mußte man wirklich, wie es die Engländer und Franzosen getan haben, ägyptische Städte bombardieren? Damals, als israelische Soldaten die Polizeistation



von Kalkiliay sprengten, kamen einige Soldaten ums Leben, weil sie die Frauen, die auch bewaffnet waren, vorher evakuieren wollten.

Zu Hause fand ich eine deutsche Zeitung, die von Demonstrationen als Solidaritätserklärung für Ungarn und Ägypten berichtet. Hätten diese Menschen für Israel demonstriert, wenn es von Ägypten angegriffen worden wäre? Ob sich diese Demonstranten klar waren, wie seltsam ihr Verhalten war? Sie haben nämlich für und gegen russische Panzer demonstriert. Zeugt es nicht mindestens von politischem Dilettantismus, daß der Fall Ungarn und der Fall Ägypten gleichartig bewertet werden? Nasser hat seit langer Zeit laut und deutlich gesagt, daß er die Israelis über kurz oder lang ins Meer werfen will. Für ihn gab es nie einen Staat Israel. Und nun demonstriert man im Namen der Menschlichkeit für Nasser, einen Menschen, den man in vieler Beziehung nur mit Hitler vergleichen kann. So wie wir heute verlangen, daß man einen Unterschied zwischen Deutschen und Nazis macht, könnten eines Tages auch die Ägypter fordern, nicht mit Nasser identifiziert zu werden. Wie werden wir uns dann verhalten?

Eva Beling

## Liberalismus und gesellschaftliche Wirklichkeit

Prof. Reif in Frankfurt

In der öffentlichen Meinung ist das Wort „Liberalismus“ nicht zuletzt dank der Propagandatätigkeit des Herrn Goebbels weitgehend in Mißkredit geraten, so daß „Liberalismus“ nur ein weniger brutal in den Ohren klingende Bezeichnung für „Manchestertum“ zu sein scheint und der heutige sogenannte „Neo“liberalismus nichts anderes als ein schaler zweiter Aufguß, dem niemand mehr Geschmack abzugewinnen vermag.

Der Vortrag über das Thema „Der Liberalismus und die gesellschaftliche Wirklichkeit“, den Prof. Dr. Hans Reif, MdB, Berlin, auf Einladung des Liberalen Studentenfundes am 7. 12. 1956 in der Frankfurter Universität hielt, zeigte, daß der Liberalismus doch wohl als etwas gänzlich anderes zu verstehen ist, als als ideologische Untermauerung der Interessen gewissenloser Geschäftemacher.

Das Ziel des Liberalismus sei es, so führte Prof. Reif aus, den Menschen zur selbstverantwortlich handelnden Persönlichkeit heranzubilden und eine Gesellschaftsform zu schaffen und aufrechtzuerhalten, in der dieser Mensch alle seine Kräfte entfalten kann.

„Die Notwendigkeit zum Kampf für die Erweiterung der individuellen Freiheitssphäre wird immer bestehen bleiben“. Die gesellschaftliche Wirklichkeit, in der dieser Kampf geführt werden müsse, befinde sich in einem fortlaufenden Prozeß der Veränderung. Liberalismus bedeute geistige Bereitschaft zur dauernden Kontrolle dieser Wirklichkeit, um das Höchstmäß an Freiheit mit den Mitteln der Zeit zu verwirklichen.

Im 18. und 19. Jahrhundert habe der Liberalismus gegen die Machtausweitung des feudalistisch-absolutistischen Staates angehen müssen, um gegen ihn den liberalen Rechtsstaat durchzusetzen. Die klassische Nationalökonomie versuchte, das Merkantilsystem durch eine von Staatsbeeinflussung freie Wirtschaftsordnung zu ersetzen. Die Bemühungen um geistige und politische Freiheit verbinden sich mit Namen wie Wilhelm von Humboldt, Montesquieu und Pufendorf und fanden Ausdruck in den Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts. Der Freiheitsgedanke erfuhre seine Verinnerlichung bei Kant, Fries und Pestalozzi.

„Es entwertet nicht die gewaltigen denkerischen Leistungen des 18. Jahrhunderts, die kämpferischen Leistungen des 19. Jahrhunderts, wenn wir sehen, daß die errungenen Freiheiten durch gesellschaftliche Verhältnisse gefährdet werden, auch wenn die formalen Rechte aufrechterhalten bleiben. Heute bedrohen andere Mächte als der Staat die persönliche Freiheit, der Staat kann heute unsere Hilfe sein.“

Unveränderlich sei für den Liberalen der Wert der Freiheit. Die Mittel, mit denen sie zu erringen sei, ergeben sich aus der jeweiligen gesellschaftlichen Wirklichkeit. Der Liberalismus selbst sei nicht an irgendeine vorübergehende Ordnung gebunden. „Liberal sein, das ist beinahe eine existenzielle Kategorie.“

Die Ausführungen Prof. Reifs über das Verhältnis des Liberalismus zum Staat zeigten, daß die Haltung des Liberalen in dieser Frage keineswegs von konservativer Starrheit ist, wie vielfach fälschlich angenommen wird. Der Liberalismus hat erkannt, daß der absolutistisch-feudalistische Staat des 18. und 19. Jahrhunderts, dessen Einflußnahme man mit der Forderung nach äußerster Freiheit begegnen mußte, etwas wesensmäßig anderes ist,

als der auf liberalen Prinzipien aufgebaute demokratische Rechtsstaat, und der Liberalismus ist bereit, aus dieser Erkenntnis die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. K. Guderjahn

## Gewissen auch vor der Geschichte

(Fortsetzung von Seite 1)

Indes, die Zeiten haben sich geändert. Jedenfalls scheint der Moment unwiederbringlich vorbei, wo eben jenen Jünglingen zugebilligt wurde, aus den genannten Erfahrungen den Schluß zu ziehen, ihr Gewissen lasse die Dienstleistung in der Streitkraft der Bundesrepublik nicht zu. Zwar hat der Paragraph 25 des Wehrpflichtgesetzes eine Nische für denjenigen geschaffen, der jeden Waffendienst verweigert, dessen Entscheidung mithin auf ein — in den meisten Fällen — metaphysisches Glaubensbekenntnis zurückgeht. Die Einwände des CDU-Abgeordneten Nellen gegen diese einengende Regelung fanden vor der Mehrheit des Parlaments bestenfalls Achtung, mehr nicht. Inzwischen dürfte die Weihnachtsbotschaft des Papstes auch Nellen's Argumente für die Katholiken beantwortet haben.

Übrig bleiben die Wehrpflichtigen mit einem persönlichen Gewissen vor der Menschheit und vor der Geschichte. Wenn sie dieser Gesellschaft, in der sie leben, nicht hinlänglich vertrauen, daß sie von dem geschichtlich verjährtten Recht „souveräner“ Nationen auf Selbstverteidigung weisen und angemessenen Gebrauch machen wird, dann werden sie Kriegsdienstverweigerer aus nicht amtlich genehmigten Gewissensgründen, zu Angeklagten ihrer Gesellschaft. Falls sie glauben, ihre derzeitige Regierung biete nicht mit hinreichender Wahrscheinlichkeit die Garantie, daß ihre Nation sich in Zukunft im Einklang mit dem Völkerrecht verhalten werde, dann macht man sie zu Delinquenten. Wenn sie meinen, die einzig noch zu rechtfertigende bewaffnete Macht in unserer Zeit sei eine Polizeimacht der Vereinten Nationen, dann werden sie strafwürdige Utopisten genannt. Glauben sie, jeder militärische Organismus mit einer Befehls-Gehorsam-Ordnung, die so geringfügig von der überkommenen abweicht, wie die vorgeschlagene Disziplinarordnung der Bundeswehr, neige dazu, Kadavergehorsam zu züchten, dann sind sie schon fast Wehrkraftzersetzer.

Sind sie aber gar der Meinung, sie müßten durch passiven Widerstand gegen die Bewaffnung Deutschlands protestieren, weil ihnen die demokratischen Institutionen durch gewissen militärische Traditionen und die gesellschaftliche

	<b>Mikrofilmaufnahmen</b> Der preisgünstige Weg zur Literaturbeschaffung	
--	-----------------------------------------------------------------------------------	--

Struktur ihrer Heimat ständig latent bedroht erscheinen und weil eine Bewaffnung mit der Belebung der Traditionen notwendig verbunden, diese Bedrohung der Republik verstärkte, den Rückfall in Chauvinismus, Diktatur und Militärdiktatur wahrscheinlicher mache, dann bleibt für sie nur ein Weg: in's Gefängnis!

An der Wegscheide vor dem Gefängnistor werde sich weisen, so meint der wehrfreudige Teil unserer Volksvertreter, ob die Kriegsdienstverweigerer ohne Dogma, dafür mit einer Situationsethik ausgestattet, ein Gewissen haben und bereit sind, die Konsequenzen dafür auf sich zu nehmen. Werner Wilkening

## Offizieller Protest

Die Tatsache, daß in Ungarn Standgerichte zur Unterdrückung der ungarischen Freiheitsbewegung eingesetzt sind, hat der Senat der Johann Wolfgang Goethe-Universität zum Anlaß genommen, die folgende Erklärung zu beschließen:

1. Mit der Errichtung der Standgerichte und der Vollstreckung der ersten Urteile in Ungarn haben die bolschewistischen Machthaber mit letzter Klarheit ihren Willen zur Unterdrückung jeder Freiheitsbewegung bewiesen. In zynischer Perverterung ihrer eigenen Grundsätze richtet sich ihre Verfolgung gerade gegen die Schichten der Gesellschaft, deren Schutz sie stets als ihr höchstes Ziel bezeichnet haben. Sie haben damit das Urteil über sich selbst gesprochen.
2. Die Johann Wolfgang Goethe-Universität weiß sich mit den freiheitlichen Denkenden in der ganzen Welt einig, wenn sie feierlichen Protest erhebt gegen den brutalen, der Menschenwürde Hohn sprechenden Versuch, den Willen zur Freiheit und zur Selbstbestimmung auszulöschen. Sie bekundet zugleich ihre Bewunderung für die ungarischen Männer und Frauen, die trotz der scheinbaren Aussichtslosigkeit ihrer Lage die Freiheit als das höchste Gut heroisch verteidigt haben und noch weiter verteidigen. Sie ruft auf zur Hilfe für alle, die durch die Schuld der Unterdrücker in Not und Elend geraten sind.
3. Die Johann Wolfgang Goethe-Universität appelliert an das Gewissen der freien Welt, eingedenk des beispielhaften Heroismus der ungarischen Freiheitskämpfer jedem Versuch zur Unterdrückung menschlicher Freiheit und zur Mißachtung der Menschenrechte mit Entschlossenheit entgegenzutreten, wo immer hierzu Veranlassung gegeben ist.

Rektor und Senat  
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

## Aufruf an alle Studenten

Der Allgemeine Studentenausschuß sucht für die 20 ungarischen Kommilitonen Patenschaften (persönliche Betreuer, Familienanschluß) in Frankfurt. Meldungen beim ASTA, Studentenhause, Zimmer 15.

## Nächster Redaktionsschluß: 7. Februar

Franz bin ich, ein Franzose, was mich bitter krankekt  
 geboren zu Paris, das bei Pontoise liegt.  
 In einem klasterlangen Strick gehenket  
 spürer ich am Hals, wie schwer mein Hinterr wiegt.

(VIERZEILER, DEN VILLON DICHTETE, ALS ER GEHENKT WERDEN SOLLTE)

Mir ist es leid um meine schönen Jugendjahre  
 die ich vergeudet mehr als andre und vertan,  
 Nun werden schuetter, grau und strähnig meine Haare;  
 Vorbei die Jugend ausgeträumt der süße Wahn.  
 Wie kommt ich so die Zeit mir um die Ohrenschlagen?  
 Je nun, sie ist entflohn; Jetzt geht's mir an den Kragen  
 Mit einmal wachst ich auf, da war sie jäh entfliegen,  
 Ich Narr, nun steh' ich da, um Zeit und Glück betrogen



Verlorne Jugendzeit, ich weiß, sie kommt nicht wieder,  
 ich steh am Abgrund, arm an Wissen und Verstand,  
 voll gallenbitterer Reue, traurig hohlen Tand  
 in leeren Händen greifend, elend bis aufs Blut.  
 Gepreßten Herzens sing ich meine frechen Lieder;  
 hab weder Zins, noch Rente, weder Hab noch Gut.

Mein Gott, ach wenn ich doch ein gründlich Wissen  
 in meiner tollen Jugend emsig mir erworben hält!  
 und eines tugendlichen Wandels mich beflissen,  
 besaß ich heut ein eignes Haus, ein weiches Bett!  
 Stattdessen bin ich faul mit andren Tagedieben  
 herumgestreunt und oft der Schule ferngeblieben.  
 Denk ich beim Schreiben jetzt daran, zurück aufs neue  
 bricht mir beinah das Herz vor Bitternis und Reue.

Den Spruch des Weisen hab ich mir zu nutz gemacht:  
 »Salang du jung bist, sei vergnügt, mein Sohn«  
 Wie hab ich's herrlich weit damit gebracht!  
 Doch anderswo, da mahnt er in gestrengem Ton:  
 Hör seine ernsten Worte, keines weniger noch mehr!  
 Wenn ich mich recht entsinne, heißt es ungefähr:  
 »Oh, eitel ist die Kindheit und der Jugend Wahn,  
 und alles Wissen ist verschwendet und vertan

(AUS DEM GROSSEN TESTAMENT VILLONS)



Hier liegt in seinem Grab und schläft den letzten Schlaf  
 ein Mann, der, ach, der Liebesgott mit seinem Pfeile traf;  
 ein armer, kleiner, schätziges Scholarr,  
 der Francois Villon geheissen war.  
 Sein Lebtag kannte er kein Krümchen Land sein Eigen  
 und alles, was er hatte, pflegt er zu verschenken  
 Tisch, Stuhl und Bett. Wollt ihr euch liebe reich zeigen,  
 ach, betet ihm ein Sprüchlein zum Gedenken.

